

#4

Julian Wangler

STAR TREK

Defining Moment





Julian Wangler

STAR TREK

Defining
Moment



Roman

2020/21

Überarbeitung: 2024

Ω

~ www.startrek-companion.de ~

Eine Vorgeschichte zu

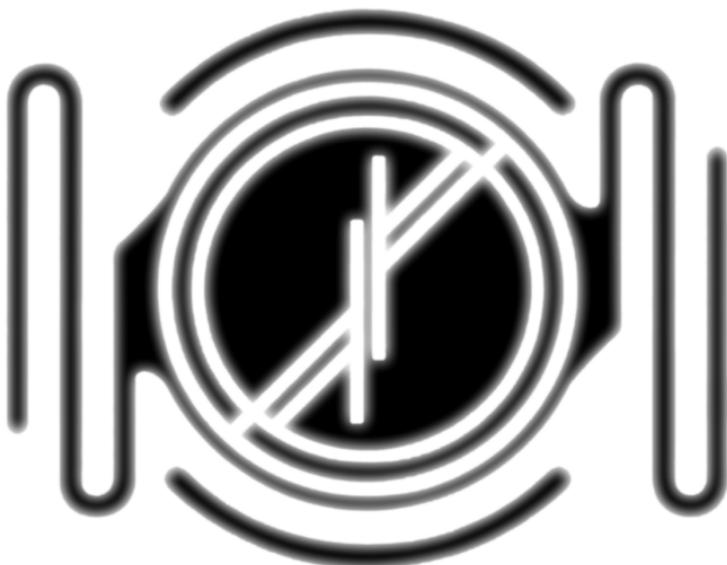
STAR TREK

P I C  R D



*„Sind Sie sich je
wie ein Fremder
vorgekommen?“ –
„Bereits viele Male.“*

- Dahj Asha und Jean-Luc Picard







Wie beginnt man ein Leben, wenn einem dazu alle Voraussetzungen fehlen? Diese Frage stellte ich mir spätestens in dem Moment, als die Erde in Sichtweite geriet. Captain Janeway hatte es mit Einfallsreichtum, Wagemut und Glück – letzteres in Form ihres Ebenbilds aus der Zukunft – vollbracht, die Voyager weit früher als vorgesehen zurück in die Heimat zu bringen. Doch während für alle meine Kameraden die lange Reise an ein Ende kam, fing sie für mich in gewisser Weise erst an.

Gerade einmal vier Jahre war es her, dass ich durch Janeways Entscheidung dem Borg-Kollektiv entrissen worden war. Es war kein leichter Weg gewesen, doch mit der Zeit erkannte ich, dass sie mich damals wirklich befreite. Seitdem hatte ich darum gerungen, wiederzugewinnen, was mir nie vergönnt gewesen war: eine Kindheit, eine Jugend, das Heranwachsen zu einer vollwertigen

gen Persönlichkeit. Die Fähigkeit, mit Anderen in Verbindung zu treten, mich in ihre Perspektive zu versetzen, Freundschaften zu schließen. All das Filigrane, was ein sogenanntes menschliches Leben ausmacht. Meine ersten Schritte in diese Welt waren unsicher und zaghaft gewesen, voller Fehler und Rückschläge. Diese Anfänge fielen nicht leicht, doch mit der Hilfe einer Schar gutmütiger, ja besonderer Frauen und Männer gelang es mir, beständige Fortschritte zu erzielen. Ich war so zum Mitglied eines kleinen 150-Personen-Kollektivs geworden, in dem Individualität und Gemeinschaftsgeist eine besondere Symbiose eingingen, während die Voyager unermüdlich auf ihrem Weg nachhause war.

Doch nun, da wir tatsächlich dorthin zurückgekehrt waren, fragte ich mich unweigerlich, ob es auch mein Zuhause würde werden können. Die Heimat meiner Eltern... Würde sie mich aufnehmen, mir einen neuen Anfang eröffnen können? Kathryn Janeway hatte diesbezüglich nie einen Zweifel aufkommen lassen. Voller Zuversicht hatte sie mich wissen lassen, sie werde alles daransetzen, dafür zu sorgen, dass ich meine vollen Potenziale würde entfalten können. Daraus sprachen ihr tiefer Glaube an die Föderation und deren Werte. Ich höre ihre kraftvolle, überzeugte Stimme auch jetzt noch: „Sie werden sehen, Seven: Es wird alles gut und wunder-

voll. Wir sind zurück. Dies ist auch Ihr Zuhause...und Ihnen bieten sich unglaubliche Möglichkeiten.“

Ich habe nur kurz eine leibliche Familie besessen. So wie der Großteil meines Lebens ist sie mir früh genommen worden. Dann fand ich mich eines Tages an Bord der Voyager als gerade erst werdendes Individuum vor, anfangs verlassen und verloren. Von da an hatte Janeway mich stets unterstützt und angeleitet. Ich glaube, sie kommt dem am nächsten, was man eine Ersatzmutter nennen kann. Ihre Worte hatten stets großes Gewicht bei mir. Dieses ganze Ausmaß unerschütterlicher, bedingungsloser Hilfe und Bestärkung... Sie war dafür sogar bereit gewesen, beträchtliche Risiken und Gefahren auf sich zu nehmen. Ihre Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen leiteten mich. Nahezu alles, was ich an Bord der Voyager tat, worauf ich mich einließ und worum ich beharrlich kämpfte, geht auf sie zurück. Auf das Bild von mir, das sie in sich trug. Ich wusste, sie meinte es gut mit mir. Dass sie ein Beispiel abgeben wollte. Sie sagte mir einmal, meine Präsenz sporne sie dazu an, besser zu sein. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was sie damit gemeint hatte.

Janeway überzeugte mich davon, dass ich nach der Heimkehr der Sternenflotte beitreten sollte. Sie versprach mir, alles zu unternehmen, damit ich alsbald an der Aka-

demie studieren konnte. Wer war ich damals, dass ich ihr hätte widersprechen können...oder wollen? Sie hatte mir auf meinen Weg verholten. Was ich geworden war, verdankte ich im Kern ihr. Ich wollte gerne daran glauben, dass meine Zukunft so aussehen konnte, wie sie es skizzierte. Erst aus heutiger Sicht erkenne ich so richtig, mit welcher Begeisterungsfähigkeit sie es mir damals vortrug. Doch wie so häufig im Leben entpuppt sich die Zukunft nur selten als das, was man in ihr sieht. Und manchmal werden die Enttäuschungen und Zerrüttungen, die sie verursacht, zum Ausgangspunkt für etwas Neues. Was mich betrifft, so ging ich einmal mehr verloren...um mich erneut zu finden. Dieser Prozess ging mit Schmerzen und Veränderungen einher, und doch war er wahrscheinlich notwendig, um wirklich zu erkennen, wer ich sein wollte. Wofür ich dieses Leben, das mir unerwartet geschenkt worden war, wahrhaft einsetzen wollte...





3. Januar 2378

U.S.S. Voyager

Icheb fand Naomi Wildman in der Astrometrie, wo sie sich über das große Projektionsfeld eine Partie virtuelles *Kadis-kot* mit dem Computer lieferte.

„Naomi Wildman.“, sagte er. „Die gesamte Besatzung findet sich in Frachtraum eins ein. Der Captain wird gleich eine Ansprache anlässlich der Heimkehr der *Voyager* halten.“

Sie wirkte nur wenig begeistert. „Ich hab’ keine Lust, Icheb.“

Der Brunali trat neben sie. „Du scheinst schlechte Laune zu haben.“, ermaß er ihren gepressten Gesichtsausdruck.

„*Natürlich* hab' ich schlechte Laune.“ Sie fuhr sich durchs aschblonde Haar. „Sogar, dass ich den Computer auf Schwierigkeitsstufe sechs beim *Kadis-kot* besiegt hab', ändert nichts daran.“

Icheb lehnte sich gegen die Konsole. „Gehe ich recht in der Annahme, dass Deine getrübe Stimmung mit der Tatsache zu tun hat, dass die Reise der *Voyager* in Kürze enden wird?“

Das Mädchen nickte stumm.

„Wieso?“

Naomi wandte den Blick vom Bildschirm ab und sah ihn an. „Gegenfrage: Wie findest *Du* es, dass wir die Erde erreicht haben?“

„Herausfordernd.“, räumte Icheb offen und ehrlich ein. „Es wird einige größere Umstellungen bedeuten. Immerhin war noch nie ein Brunali in diesem Teil der Milchstraße. Aber ich sehe auch enorme Chancen. Ich möchte mich an der Sternenflotten-Akademie bewer-

ben. Und was ist nun mit Dir?“, griff er den Faden wieder auf.

„Ich finde es doof.“

„Doof?“

„Ja, doof.“ Naomi verschränkte demonstrativ beide Arme. „Die *Voyager* ist mein Zuhause. Ich bin hier geboren. Ich *möchte* nicht weg von hier. Außerdem bin ich doch die Assistentin des Captains.“, setzte sie selbstbewusst hinterher. „Wir haben uns hier eine Menge aufgebaut, alle miteinander...“

„Aber Du wirst Deinen Vater wiedersehen.“, bedeutete Icheb.

„Kann sein.“ Die junge Dame seufzte. „Aber ich kenne ihn nicht mal. Für mich ist er ein Fremder. Außer dass ich zur Hälfte Ktarianerin bin, hab‘ ich nichts von ihm.“

„Du solltest nicht so voreilig sein.“, riet Icheb.

„Aber es ist so.“

Icheb nahm Naomi in Augenschein. Währenddessen lief ein Film im Zeitraffer vor seinem geistigen Auge ab. „Wenn ich an meinen Vater und auch an meine Mutter zurückdenke, gibt es nichts Positives, was ich sehe. Für

sie war ich lediglich eine genetische Waffe im Kampf gegen die Borg, ein Mittel zum Zweck. Ich glaube nicht, dass sie mich wirklich geliebt haben. Aber *Dein* Vater – ob Du ihn nun kennen magst oder nicht – liebt Dich. Er hat sieben Jahre auf Deine Rückkehr gewartet. Es wird Dir gut gehen. Du wirst behütet sein. Ich beneide Dich, Naomi Wildman.“

Ein dünnes Lächeln stahl sich ins Antlitz des Mädchens. Ichebs Worte hatten gewirkt, ihr eine neue Sicht auf die Dinge eröffnet. „Also schön.“, meinte sie. „Aber versprich mir eins, Icheb. Egal, was kommt: Seven, Du und ich – wir bleiben Freunde. Und wir werden immer in Kontakt bleiben.“

„Das verspreche ich Dir, Naomi. So wahr ich hier vor Dir stehe.“

Das Lächeln des Mädchens wurde noch etwas breiter. „Dann lass uns besser schnell zu dieser Ansprache von Captain Janeway geh’n, bevor wir sie noch verpassen. Okay?“

Sie streckte Icheb die Hand entgegen, und er ergriff sie. Gemeinsam verließen sie die Astrometrie.





„Captain an Deck!“

Hundertfünfzig Seelen, versammelt auf engem Raum. Die Mannschaft nahm Haltung an. Kathryn Janeway, gekleidet in ihre Galauniform, stand an der Spitze der eng gedrängten Besatzung in Frachtraum eins und ließ den Anblick auf sich wirken. Ihr Blick wanderte von einer Person zur nächsten.

Das würde bittersüß werden, teilte ein Gefühl ihr mit. Langsamem Schritts trat sie hinter das Podium.

„Rühren.“, sagte sie, und alle nahmen eine entspannere Haltung an. Sie blickte auf das PADD in ihrer Hand hinunter, legte es dann vorsichtig ab. Obwohl sie Stunden damit verbracht hatte, eine gute Rede vorzubereiten, erkannte sie jetzt, dass sie diese nicht einfach ablesen würde. Was nun zu sagen war, musste frei und spon-

tan sein. Es musste von Herzen kommen. Das war sie den Männern und Frauen, die vor ihr standen, verdammt nochmal schuldig.

„Vor sieben Jahren,“, fing sie an, „traf ich eine Entscheidung, die diese Besatzung und dieses Schiff Zehntausende von Lichtjahren in der Ferne stranden ließ. So notwendig diese Entscheidung auch war, so sehr wusste ich, was ihre Konsequenzen bedeuteten. Wir waren allein, in einem unbekanntem Teil der Milchstraße. Doch schon damals war ich fest davon überzeugt, dass wir es schaffen würden, in die Heimat zurückzukehren. Das Wann war unklar, aber ich wusste, *dass* es geschehen würde.

Heute *ist* dieser Tag. Wir sind wieder zuhause. Wir werden unsere Freunde und Familien wiedersehen. Wir haben viele Herausforderungen gemeistert und viel gelernt – über das All wie über uns selbst.“ Instinktiv glitt ihr Blick über Seven of Nine und den Doktor hinweg, zwei Musterbeispielen für Identität und Selbstfindung.

Seven mit ihrem beinahe kindlich-erwartungsvollen und doch stets kontrollierten Blick hatte immer etwas in ihr ausgelöst. Sie war eine starke und ungemein intelligente Frau – das hatte Janeway mannigfache Weise bestätigt bekommen –, doch sie hatte Hilfe gebraucht.

Freiheit. Führung. Mitgefühl. Jemanden, der ganz einfach da war, wenn sie unsicher war, sich verloren fühlte, nicht wusste, wie man weitermachen sollte. Damals, als sich am Ende der Krise um die Borg und Spezies 8472 die Gelegenheit plötzlich ergab, hatte Janeway eine Entscheidung getroffen, die in der Crew eine ganze Weile lang umstritten gewesen war: eine vom Kollektiv getrennte Drohne zurückzuholen, sie in ein Individuum zu verwandeln. Noch nie zuvor war jemand, der praktisch sein ganzes Leben lang unter der Knute der Borg gelebt hatte, in einen Menschen zurücktransformiert worden. Der Doktor hatte mit ihrer Reassimilierung wahrhaft eines seiner Gesellenstücke abgeliefert. Doch die medizinische Prozedur war noch das Geringste gewesen: Zu Beginn war es ein stürmischer Ritt mit der Ex-Borg gewesen. Doch sie waren rasch zusammengewachsen. Und im Zuge dessen hatte nicht nur Janeway Unterstützung und Einfluss auf sie ausgeübt, sondern Seven hatte sie immer mehr durch fundamentale Fragen und andere Sichtweisen herauszufordern begonnen. Durch diese Diskussionen, die an nahezu keiner Grenze Halt gemacht hatten, war Janeway, wie sie heute fest glaubte, ein anderer, ein *besserer* Captain geworden. Seven war Janeway stets wie die Tochter vorgekommen, die sie nie gehabt hatte. Es war schwer zu beschreiben... Sie hatte sich ihr immer

so nah gefühlt. Nie hätte sie es sich verzeihen können, wäre sie ohne Seven zur Erde zurückgekehrt.

„Wir werden nie vergessen, was wir auf dieser Reise erlebt haben. Sie ist nun ein Teil von uns. Ebenso wenig werden wir diejenigen vergessen, die nicht das Glück hatten, hier heute mit uns zu stehen.“

Janeway legte eine kurze Pause ein und gab sich selbst und ihren Leuten das Gefühl, der Opfer zu gedenken, die einige aus ihren Reihen erbracht hatten. Angefangen mit der Versetzung der *Voyager* in den Delta-Quadranten, hatte sie im Laufe der Reise insgesamt neununddreißig Personen verloren – viel zu viele. Die Verluste schmerzten noch immer; die bloße Zahl war nahezu unerträglich.

Wenn sie ehrlich zu sich selbst war, musste sie jedoch zugeben, dass es unmöglich gewesen war, angesichts der zahllosen Hindernisse, auf die sie gestoßen waren, jedes einzelne Mannschaftsmitglied heimzubringen. Aber wie sehr hatte sie sich das gewünscht. Jeder Einzelne, den sie verlor, löste tiefes Leiden in ihr aus, das sie schwer prüfte. Doch langfristig war Janeways Wille nur gestärkt worden, ihren Schwur zu erfüllen: die *Voyager* heimzubringen. Koste es, was es wolle.

Ihr Blick fand Icheb und die kleine Naomi Wildman. Sie lächelte, ermutigt vom Anblick ihrer Gesichter, und sie dachte auch an zwei andere unvergessliche Begleiter des *Voyager*-Unternehmens, die im Delta-Quadranten geblieben waren: Neelix und Kes. Sie hatte beiden so viel zu verdanken...

Einen Augenblick dachte sie sogar an Lon Suder, einen psychotischen Betazoiden, der im zweiten *Voyager*-Jahr mit der Ermordung eines Crewkameraden tief gefallen war und seitdem vergeblich darum gekämpft hatte, Janeways Vertrauen zurückzugewinnen. Letzten Endes hatte er dieses Vertrauen aber errungen, und zwar als er sein Leben dafür gab, die *Voyager* aus der Gewalt der Kazon zu befreien und die Mannschaft aus ihrem Exil zu retten.

„Aber denken wir nicht nur daran, welche Opfer wir bringen mussten. Vergewissern wir uns auch, was wir gewannen. Wir haben *unglaublich* viel gewonnen...“

Nun fand ihr Blick den Chakotays. Sie hatten als Widersacher begonnen und waren in einer Weise zusammengewachsen, wie es ihr nie vorstellbar gewesen wäre. Inzwischen kannte sie diesen Mann, den sie hatte quer durch die Badlands jagen sollen, wie ihre zweite Haut,

sie vertraute ihm grenzenlos, und sie verstand seine Beweggründe.

Seine Geheimdienstakte bei der Sternenflotte hatte ihn in ein völlig falsches Licht gerückt. Wenn Janeway hätte zusammenfassen müssen, welche Person Chakotay für sie war, so hätte sie folgende Worte verwendet: *Ein tugendhafter Soldat und ein weiser Philosoph*. Er hatte sie nie hängenlassen, auf seine Weise produktiv herausgefordert und immer an sie geglaubt. Sie konnte sich kein Leben mehr ohne ihn vorstellen.

„Jeder aus dieser Mannschaft hat auf seine Art dazu beigetragen, diese Reise zu der erstaunlichen Leistung zu machen, die sie war. Es ist eine Ehre, mit Ihnen zusammen gedient zu haben. Ich habe immer mehr und mehr von Ihnen gefordert, und Sie haben nie nachgelassen, mich mit Ihrem Einfallsreichtum, Ihrem Mut und Ihrer Hingabe zu überraschen und zu verblüffen. Jeder von Ihnen ist im Laufe dieser Heimfahrt über sich hinausgewachsen...“

- - -

Während die Besatzung der Ansprache lauschte, erlebten die Glücksgefühle einen neuen Höhepunkt. Das Glück, es endlich geschafft zu haben, war mit Händen greifbar. Es war kein Traum, keine Einbildung, keine Täuschung, sondern die Wahrheit.

Einige Personen fieberten einfach nur noch dem Moment entgegen, wieder mit ihren Nächsten vereint zu sein. Andere aber nahmen Janeways Worte zum Anlass, zurückzublicken. Sie gingen in Gedanken auf Reisen. Sie sahen sich vor all den Jahren, wer sie gewesen waren, und sie sahen sich, wer sie schließlich geworden waren. Einige fragten sich auch, wer die Frau war, die diesen Triumph erst möglich gemacht hatte. Die Frau, die sie sieben Jahre lang durch die Ferne geführt hatte.

Als es sie auf die andere Seite der Galaxis verschlug, hatten Captain und Crew so gut wie nichts voneinander gewusst. Gerade erst mit der *Voyager* zur ersten Mission gestartet, waren sie füreinander Fremde gewesen. Und doch hatten sie von Anfang an einander Vertrauen schenken müssen, denn zwischen entlegenen Sternen war ihre Gemeinschaft ihr einziger Anker gewesen.

Kathryn Janeway hatte dieses Vertrauen nie enttäuscht. Sie war stets zu allem entschlossen gewesen, angetrieben von einem leidenschaftlichen Forscherdrang. Sie hatte ihre Besatzung ehern beschützt, obwohl sie immer wieder feststellen musste, dass dies nicht in jeder Situation möglich war. Verluste hatten sie getroffen, aber niemals verzagen lassen. Sie hatten ihren Willen und ihre Entschlossenheit nur mehr geschärft.

Janeway besaß die Fähigkeit, in jeder noch so großen Katastrophe etwas Positives vorzufinden. Sie war der Typ Frau, der früher oder später einging, wenn sie nicht gefordert wurde. In den Monaten in der Leere hatte die Besatzung erlebt, was passierte, wenn Janeway von der eigenen inneren Stimme des Zweifels übermannt wurde. Umgekehrt blühte sie im Angesicht von existenziellen Krisen auf.

Janeway war eine immens pflicht- und wertebewusste Frau. Um diese Werte hochzuhalten, hatte sie oft Nachteile und Probleme in Kauf genommen. Verantwortung hatte stets eine zentrale Rolle in ihrem Weltbild gespielt. Vor *ihrer* Verantwortung war sie nie davongelaufen.

Aber die Zeit im Delta-Quadranten hatte auch zunehmend eine andere Seite an ihr offengelegt: eine Art Dickköpfigkeit, Sturheit und die Eigenschaft, im Kampf

mitunter waghalsig aufzutreten. Das prominenteste Beispiel war wohl das Schicksal der *Equinox*, dem anderen Sternenflotten-Schiff, das vom Fürsorger in den Delta-Quadranten gezogen worden war. Janeway hatte alles auf sich genommen und sogar das Leben der Crew riskiert, um Ransom und seine Leute einer Bestrafung zuzuführen.

Im Nachhinein hatte Janeway sich in einer Ansprache bei der Besatzung entschuldigt. Sie hatte eingeräumt, in ihrem Bestreben, die *Equinox* dingfest zu machen, eine professionelle und persönliche Grenze überschritten zu haben; ihre Logik und Moral seien fehlerhaft gewesen. Sie hatte betont, wie dankbar sie gewesen sei, dass ihr in jenen dunklen Tagen die konstanten Ratschläge und Mahnungen ihrer Commanders Chakotay und Tuvok dabei geholfen hatten, die Perspektive zu wahren und auf den rechten Weg zurückzufinden.

Das zeichnete Janeway am Ende auch aus: dass sie stets die Größe besessen hatte, zu ihren Fehlern und Schwächen zu stehen, wenn sie welche begangen hatte. Sie war niemals ihrem Stolz erlegen. So war auch sie unter dem Strich gewachsen und hatte der Crew ein Beispiel gegeben. Sie war eine menschliche Anführerin gewesen, das Oberhaupt einer besonderen Gemeinschaft, die alle, die hier und heute versammelt waren, in

ihren Herzen trugen, ganz egal, wer sie früher einmal gewesen waren und auf welcher Seite sie gestanden hatten.

- - -

„Nun sind wir am Ziel, das uns so lange so unerreichbar schien. Die Reise geht zu Ende.“

Die Kehle wurde ihr eng, und sie blinzelte mehrmals. Sie blickte über das Meer der Gesichter hinweg und wusste, dass sie jeden Einzelnen und ihr Schiff, die *Voyager*, schrecklich vermissen würde. Denn obwohl noch nicht klar war, wie es mit ihnen weiterging, stand fest, dass die Crew nicht komplett zusammen bleiben würde. Und was Janeway betraf, hatte sie bereits gewisse Gerüchte aufgeschnappt, dass das Oberkommando offenbar darüber nachdachte, sie zu befördern. Veränderungen kamen ohne Zweifel auf sie zu.

Eine Woge der Melancholie und Rührung schwappte über sie hinweg. Leise seufzte sie und lächelte. „Wir sind zuhause...aber ein Teil von uns wird immer hier bleiben. An Bord der *Voyager*, inmitten der Familie, als die ich

uns für alle Zeit betrachte. Jedem von Ihnen... Jedem von *Euch*, meine treuen Freunde, wünsche ich für die Zukunft nur das Beste.“

Applaus erscholl, und er hielt an. Janeway hatte angenommen, ihr Herz sei schon zum Bersten gefüllt, doch nun floss es über. Tränen rannen ihr aus den Augenwinkeln, bildeten Rinnsale auf ihren Wangen. Sie konnte nichts dagegen unternehmen.

Das war ein unsterblicher Moment. Sie wusste, sie würde sich daran für den Rest ihres Lebens erinnern. Wie sie die scheinbar endlosen Reihen ablief, mit den Leuten lachte, sie umarmte, ihnen die Hände schüttelte, wie sie ihr auf die Schulter klopfen. Sie versuchte sich jedes Wort einzuprägen, jedes Gesicht, alles, was diesen Augenblick der tiefen Kameradschaft ausmachte.

Hier, auf der *Voyager*, hatte sie ihre Erfüllung gefunden. Doch es würde noch einige Jahre brauchen, bis sie sich dies vollends eingestand. Bis sie bereit war, die Reise fortzusetzen.





50

Seven of Nine stand in Frachtraum zwei vor einer Konsole und versuchte sich der Emotionen gewahr zu werden, die der blaugrüne Planet auf dem Schirm in ihr weckte. Zuvor hatte sie ihn einige Minuten lang aus einem Fenster betrachtet. Es fiel ihr schwer, diese Gefühle in Worte zu fassen. Unbehagen mischte sich mit Neugier und einem eigenartigen Empfinden der wahrhaftigen Heimkehr.

Letzteres hatte eindeutig etwas mit dem Umstand zu tun, dass ihre Eltern – ja, und auch sie – von diesem Planeten stammten, den sie in Kürze betreten würde. Ferne Vertrautheit existierte in Bezug auf die Erde, aber gleichzeitig war sie auch ungeheuer fremd für einen Menschen, der die meiste Zeit seines Lebens als Borg verbracht hatte. Es war konfus.

Sich an die entfesselten Gefühle anzupassen, stellte sich als schwerer heraus, als sie erwartet hatte. Der Doktor hatte sie offensichtlich nicht hinreichend darauf vorbereiten können. Oder lag es vielmehr an ihr, die sie seine Lektionen nicht gut genug beherzigt hatte? Jedenfalls stritt zurzeit sehr viel Ungeordnetes in ihr wider, prallte aneinander und trieb erneut herum, bis es weitere Zusammenstöße gab. Ihr emotionaler Kosmos war dem Innenleben eines bewegten Asteroidenfelds derzeit gar nicht unähnlich.

Seven erwartete eine Nachricht von der Erde, bevor sie in den Maschinenraum gehen wollte, um dort Fähnrich Vorik bei einigen speziellen Reparaturen zu assistieren. Es war vermutlich noch etwas Zeit, bevor die Besatzung das Schiff verlassen konnte.

Schließlich kam eine Transmission herein, und Seven nahm sie entgegen. Als Irene Hansen um Punkt neunzehn Uhr Erdstandardzeit auf dem Schirm erschien, war Seven erfreut über die Zuverlässigkeit ihrer Tante – was eine wichtige Voraussetzung für Effizienz war –, obwohl ihre menschliche Seite zwischendurch gehofft hatte, der Anruf käme nicht zustande.

Irene war eine silberhaarige, adrette Frau. Obwohl sie nicht mehr die jüngste war, war sie hübsch, und ihr

freundliches Lächeln erinnerte Seven vage an verblasste Erinnerungen an ihren Vater.

„Annika, wie schön Dich zu sehen!“, schwärmte ihre Tante.

„Ich bin ebenfalls erfreut.“, erwiderte Seven etwas steif.

„Ich kann es gar nicht erwarten, Dich bei der bevorstehenden Feier in San Francisco wiederzusehen! Und anschließend kommst Du zu mir nachhause, ja? Ich mache Erdbeertorte. Nach der warst Du früher ganz verrückt. Du kannst bleiben, so lange Du willst. Ich möchte Dir gerne Chicago zeigen und Dich einigen Leuten vorstellen...“

„Das...ist sehr freundlich von Dir.“ Seven zögerte und versuchte sich einiger Lektionen aus ihren Sozialstunden mit dem Doktor zu entsinnen. „Allerdings ist vieles für mich neu. Ich brauche ein wenig Zeit, um mich anzupassen. Das Tempo der Anpassung sollte, wenn möglich, nicht zu hoch sein.“

Seven bereute ihre Worte sogleich wieder. Sie hatte gesprochen wie eine wahre Borg. War sie über diesen Punkt nicht schon seit einer ganzen Weile hinaus? Vermutlich war es die Unsicherheit, die ihr Gebaren gelenkt

hatte. Sie wollte ihre Tante nicht vor den Kopf stoßen, musste aber auch Rücksicht auf den Umstand nehmen, dass ihr die Heimkehr der *Voyager* Sorgen bereitere. Sorgen vor einer Reizüberflutung und Überforderung.

„Hör zu, Annika.“, sagte Irene gefühlvoll. „Ich kann mir denken, dass das alles zu Anfang etwas viel für Dich sein wird. Du kannst Dir alle Zeit nehmen, die Du brauchst. Ich werde auf der Feier sein, und dann freue ich mich über Deinen Besuch bei mir zuhause. Alles Weitere lassen wir gemeinsam auf uns zukommen, und ich richte mich ganz nach Deinen Bedürfnissen. Einverstanden?“

Seven schenkte ihr ein dünnes Lächeln. „Einverstanden.“

„Wir sehen uns in San Francisco, meine liebe Annika. Bis dahin.“ Irene strahlte ihre wiedergefundene Nichte an und beendete die Verbindung.

- - -

Seven of Nine fühlte sich unbehaglich dabei, im Shuttle zu sitzen und nichts zu tun. Sie war es eher gewohnt, am

Steuer Platz zu nehmen denn als Passagier mitzufliegen. Die Nervosität, die der junge Fähnrich, welcher sie beförderte, an den Tag legte, vergrößerte ihr Unbehagen zusätzlich.

So gut wie alle anderen von der *Voyager* hatten Familie oder Freunde, die sie nach ihrer Begrüßungszeremonie nachhause begleiteten, auf dass sie in ihr altes Leben zurückfanden, welches mit der unverhofften Rückkehr des Schiffes in den Alpha-Quadranten nun in greifbare Nähe gerückt war. Aber die einzige Verwandtschaft, die Seven besaß, war ihre Tante Irene – die sie jedoch kaum kannte. Es war naheliegend gewesen, sie aufzusuchen, nachdem sie sich für ein paar Stunden auf der Willkommensfeier begegnet waren.

Janeway hatte Admiral Paris darum gebeten, dass jemand von seinen Leuten Seven zu ihrer Tante brachte. Paris hatte die Bitte sehr ernst genommen und prompt einen seiner Schützlinge abgestellt, um sie zu Irenes Haus zu eskortieren. Seven hatte protestieren wollen, dann jedoch nachgegeben.

Inzwischen war sie sich nicht mehr sicher, ob das eine so gute Idee gewesen war.

„Es ist wirklich eine Ehre, Sie nachhause zu bringen, Ma’am.“, sagte der junge Mann. Er war zwar schon aus dem Stimmbruch heraus, aber definitiv mehr Junge als Mann.

„Sie sagen dies bereits zum dritten Mal, Fähnrich Randolph.“, erwiderte Seven, bereute ihre Worte allerdings gleich wieder, als sich das Gesicht des jungen Mannes rot färbte. Das Blut stieg ihm sogar bis in die Ohren.

„Bitte entschuldigen Sie, Ma’am. Es ist nur –...“

„Schon gut.“

Das Gefühl, von allen begafft und betrachtet zu werden wie eine exotische Kuriosität, war für sie kein angenehmes. Auf der *Voyager* hatte sie sich ihren festen Platz erarbeitet, aber wer war sie hier, auf der Erde, in der Föderation? Eine bionische Provokation, über die sich alle das Maul zerrissen. Eine Gruppe verehrte sie dafür, dass sie sich seit ihrer Assimilation in der Kindheit von den Borg befreit hatte, eine zweite Gruppe fand sie faszinierend im Hinblick auf ihre Andersartigkeit, eine dritte ängstigte sich vor ihr und zeigte angesichts der zurückliegenden Versuche des Kollektivs, sich der Erde zu bemächtigen, sogar ein ausgeprägtes Maß an Misstrauen und Verachtung.

Es stand zu befürchten, dass die letzte Gruppe – trotz der allgemeinen Toleranz, die der Föderation nachgesagt wurde – mithin die größte war, denn die Borg waren kein gewöhnlicher Feind. Mit ihren Taten und den Zerstörungsschneisen, die sie während ihrer Invasionen zurückließen, hatten sie Angst und Schrecken ins Herz der Planetenallianz gepfercht. Die Spuren dessen waren auch der Sternenflotte anzumerken. Seven war Distanziertheit und Vorsicht aufgefallen, in der Weise wie die Offiziere, welche sie einer allgemeinen Befragung unterzogen, mit ihr umgingen.

„Was ist das?“ Beim Landeanflug entdeckte sie ein kleines Meer an Farben. Als sie näher kamen, konnte sie ihre Frage schnell selbst beantworten.

Dutzende von Leuten hatten um das Haus ihrer Tante einen Kreis gebildet. Auf einem großen Plakat standen die Worte: *VERSCHWINDE, BORG-MONSTER!*

Seven erinnerte sich an Captain Janeways Gesicht, als sie die Erde auf dem Hauptschirm der Brücke in Augenschein genommen und überschwänglich festgestellt hatte, sie seien nun endlich zuhause. Doch in diesem Moment fragte Seven sich, ob sie, als die *Voyager* das Ziel ihrer langen Reise schließlich erreichte, nicht weiter

denn je von zuhause entfernt war. Was würde die Zukunft für sie bereithalten? Sie wusste es nicht.

- - -

19. Januar 2378

Erde, nahe Chicago

Die Erdbeertorte, die Irene gemacht hatte, schmeckte unglaublich und weckte verloren geglaubte Erinnerungen an ihre frühe Kindheit. So lange war das kleine, blonde Mädchen im Schatten geblieben; höchstens Konturen waren erkennbar gewesen. Aber jetzt wurde allmählich mehr daraus. Annika Hansen, wie sie war, nahm immer mehr Gestalt an. Und das hatte sehr viel mit Irene zu tun, die sie nicht nur mit Leckereien verköstigte, sondern ihr allerhand Fotos und Erinnerungsstücke zeigte, Geschichten erzählte, mit ihrer ganzen liebevollen Art ein Stück von Magnus Hansen zurücktransportierte. Mit Irene war es ein wenig, als steige man in eine Zeitmaschine.

Ihre Tante lebte in einem kleinen Häuschen, das hoffnungslos vollgestopft war und angesichts der Sammel Leidenschaft ihrer Bewohnerin eindeutig zu klein. Trotzdem kam Seven nicht umhin, zuzugeben, dass diese Räume hübsch anzusehen waren wie ein kleines Puppenhaus. So sehr dieses liebevolle Chaos im Widerspruch zu ihrem Borg-Hintergrund stand: Sie fühlte sich wohl hier, auch wenn diese Umgebung alles andere als effizient war. An diesem Ort war es möglich, über die Zeit ihrer Assimilation hinauszublicken. Sie konnte spüren, wie gut ihr das tat.

Seven verputzte das Tortenstück auf ihrem Teller in Rekordtempo. Anschließend machte Irene Kaffee für sie beide. Seven hatte das Getränk durch Kathryn Janeway kennengelernt, die es allzu gerne als ihren urpersönlichen Treibstoff bezeichnet hatte, so unlogisch diese Analogie auch anmutete. Aber Irenes Kaffee schmeckte sehr viel besser. Sie bereitete ihn selbst zu, so wie sie auch darauf bestand, selbst zu kochen. In dieser Wohnung fand sich kein Replikator.

Als sich beide Frauen gegenüber saßen, fühlte Seven sich zu einer persönlichen Äußerung verleitet. „Die vergangenen Tage mit Dir waren sehr schön. Dafür danke ich Dir, Tante Irene.“

Irene strahlte bis über beide Ohren. „Es freut mich sehr, dass Du das sagst. Mir geht es genauso. Ich würde sehr gerne noch ein paar solcher Tage mit Dir verleben, Annika.“ Sie legte eine Pause ein. „Solange noch Zeit ist.“

Seven wurde hellhörig. „Was meinst Du damit?“

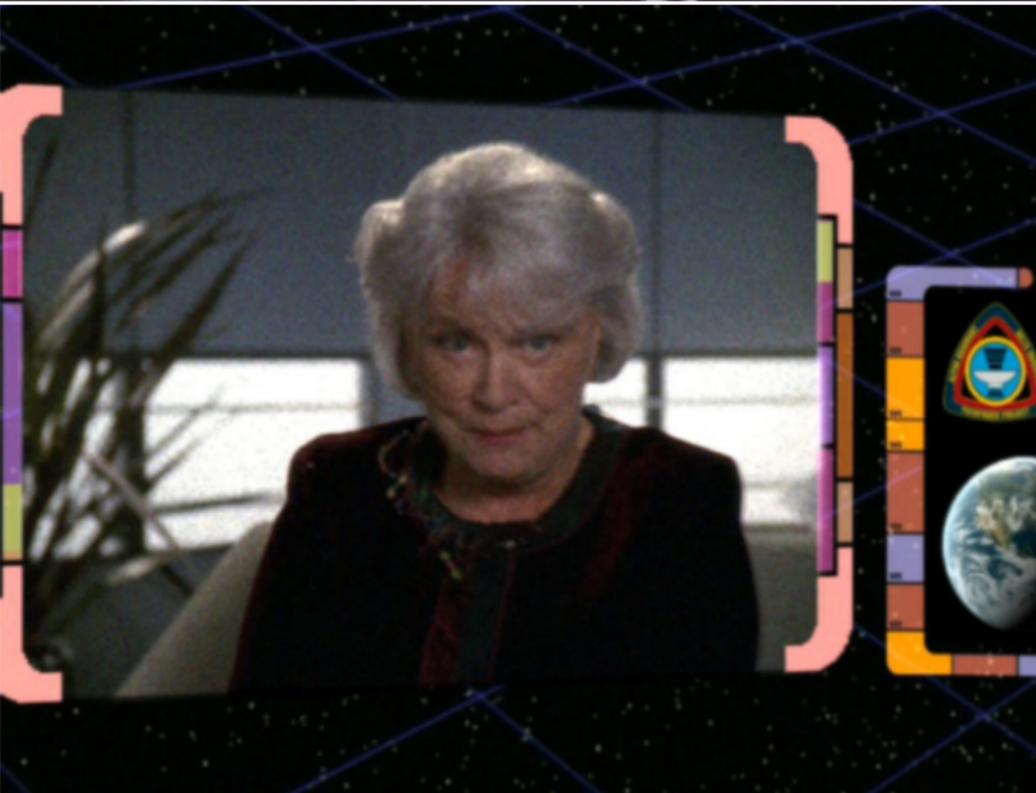
Irene weigerte sich, ihr Strahlen davonziehen zu lassen. „Ich bin krank, Annika.“

„Krank? Könntest Du das spezifizieren?“

„Sie nennt sich Pycart-Syndrom und wurde vor zwei Monaten bei mir diagnostiziert.“, erzählte Irene. „Sie ist nicht heilbar und schreitet für gewöhnlich schnell voran. Ich sterbe, Annika. Alles, was ich mir wünsche, ist ein wenig Zeit mit Dir zu verbringen.“ Die Hand ihrer Tante suchte die ihre. Sie war warm und weich. „Weißt Du, ich hatte nie Kinder. Und als Magnus die Erde für immer verließ, habe ich sehr darunter gelitten. Dich nach all dem, was passiert ist, hier zu haben, ist wie ein Wunder. Lass uns etwas zusammen sein. Ich möchte Dir helfen, mehr über Dich zu erfahren. Das würde mich sehr, sehr glücklich machen.“

Seven betrachtete ihre letzte Verwandte, eine wunderbare, gütige Frau, die ihr angesichts der Schwierigkei-

ten, mit der ihre Rückkehr zur Erde verbunden war, umso mehr Geborgenheit und Vertrautheit spendete. „Ja, mich würde es auch glücklich machen.“, erwiderte sie aufrichtig. Als sie merkte, dass ihr Tränen in den Augen standen, nahm sie Irene in den Arm.





51

Sie haben eine neue Nachricht.

Diese liegt vor als Textdokument.

=> Nachricht wird abgespielt...

Hallo, Seven,

die vergangenen Tage seit unserer Rückkehr waren ziemlich ereignisreich, nicht wahr? Ich hoffe, Du hast sie gut überstanden. Leider habe ich seit der Willkommensfeier auf dem Sternenflotten-Campus nichts mehr von Dir gehört. Geht es Dir gut? Wie war der Besuch bei Deiner Tante?

Ich melde mich, weil ich in den letzten Tagen über uns nachgedacht habe. Du sollst wissen: Unsere gemeinsame Zeit habe ich sehr genossen. Ich hoffe, ich konnte Dir einen Eindruck davon vermitteln, wie wundervoll und erfüllend menschliche Beziehungen sein können. Aber ich denke, wir beide wissen, dass wir nicht füreinander bestimmt sind. Nicht auf Dauer jedenfalls. Wir zwei sind sehr verschieden. Das ändert nichts daran, dass ich Dich sehr mag und für eine ganz besondere Persönlichkeit halte...und für eine sehr attraktive Frau.

Doch siehst Du... Als wir unsere Beziehung begannen, waren wir noch im Delta-Quadranten. Das war eine vollkommen andere Ausgangslage. In der Ferne haben wir uns gegenseitig Halt gegeben – zumindest ging es mir so. Ich habe nicht damit gerechnet, dass wir so rasch heimkehren würden. Aber jetzt sind wir wieder in der Föderation. Die Heimkehr hat einfach alles verändert, für jeden von uns.

Du hast nun nicht mehr hundertfünfzig Besatzungsmitglieder, aus denen Du wählen kannst, sondern Milliarden von Personen. Ich bin überzeugt, Du wirst die richtige für Dich finden. Mit der Zeit. Du musst herausfinden, wer Du bist, und das musst Du ohne mich tun.

Was ich Dir sagte, meinte ich aufrichtig. Ich werde immer in Transporterreichweite sein. Ich werde Dir mit Rat und Tat zur Seite stehen. Als Freund.

Es tut mir Leid, sollte ich Dir mit diesem Brief Kummer bereiten oder Dich verletzen. Nichts davon ist meine Absicht. Tatsächlich möchte ich nur das Beste – für uns beide.

Ich hoffe, wir hören bald wieder voneinander.

Chakotay

22. Januar 2378

Erde, New York

Der Doktor war gerade damit beschäftigt, seine Vokalroutinen zu eichen – und nebenbei ein wenig Spaß zu

haben. Er hatte begonnen, eine Oper von Puccini anzustimmen, was Barclay und Neelix zeitgleich dazu veranlasste, die Etage des Appartements zu verlassen – Kunstbanausen.

Nun, nicht jeder war mit der Gabe gesegnet worden, ein wahrer Tenor zu sein. Obwohl der Doktor den Gesang bisweilen nicht mehr als sein primäres Schaffensgebiet erachtete, bot er ihm immer noch einen erfüllenden Zeitvertreib und die Möglichkeit, auf andere Gedanken zu kommen. Und diese Art von gedanklicher Hygiene war notwendig, wenn man mit seinem kommenden Buch vorhatte, eine friedliche Revolution im Namen aller intelligenten Hologramme in die Wege zu leiten.

Im Delta-Quadranten hatte der Doktor Erfahrungen mit Zivilisationen gemacht, die durch den gewalttätigen Aufstand der von ihnen geschaffenen Hologramme schweren Schaden nahmen oder vom rechten Weg abkamen. Zudem hatte er bei seinem Kontakt mit dem Isomorph und in Idens Gruppe erlebt, wohin der Wunsch nach Rache an den Organischen führen konnte. In Summe all dieser Eindrücke war in ihm die feste Überzeugung gereift, dass es friedliche Wege zur Erstreitung der Freiheit photonischer Lebensformen geben musste. Die Welt bot Platz für jeden; sie musste nur ein neues Gleichgewicht finden. Aber der Weg dahin würde den-

noch steinig werden, da gab er sich keinen Illusionen hin. Er würde seine Zeit und seine Fähigkeiten hierfür voll und ganz einsetzen müssen.

Vertieft in seine Musik und aus voller Kehle singend, hörte der Doktor, wie es an der Tür klingelte.

„Reg, hätten Sie die Güte, aufzumachen?!“, rief er so gleich.

„Tut mir Leid, Doktor, ich habe hier oben zu tun.“, ertönte die Antwort aus dem Obergeschoss der Wohnung.

„Hm...“ Der Doktor reduzierte die musikalische Begleitung des Computers auf ein Minimum und schritt zur Tür. Er war überzeugt, es handelte sich entweder um einen weiteren seiner zahlreichen Verehrer – oder Verehrerinnen, was *noch* schöner war – oder womöglich um Counselor Deanna Troi von der *Enterprise*, die versprochen hatte, Reg zu besuchen.

Umso erstaunter war der Doktor, als er Seven of Nine am Eingang vorfand. Ihre Augen waren gerötet und verquollen, Feuchtigkeit lag auf ihren Wangen, ihre vollen Lippen bebten. „Chakotay hat mir mitgeteilt, dass er nicht mehr mit mir zusammen sein will.“, schluchzte sie.

Der Doktor zog sie unverzüglich in die Wohnung. Er trieb einen heißen Tee auf und setzte sich für den Rest des Tages mit Seven zusammen. Es gab nur sehr, sehr wenige Dinge, die wichtig genug waren, damit er die Arbeit an seinem großen Werk unterbrach. Seven gehörte definitiv dazu.

Er hörte sich an, was sie ihm über Chakotays Brief erzählte. Der Doktor kannte die Beweggründe des Commanders nicht, die Beziehung mit Seven zu beenden, doch hatte sein Sinneswandel vermutlich in direkter Weise mit der Rückkehr der *Voyager* in die Heimat zu tun.

Seven tat ihm Leid, rührte ihn an, das hatte sie immer, wenn es ihr schlecht ging, ebenso wie wenn es ihr gut ging. Sie war aufgewühlt. Die Erde war ein Umfeld, das sie nicht gewohnt war; es drohte, sie zu überfordern und zu überlasten. Die Bindung an Chakotay hatte ihr eine gewisse Stabilität gegeben, um den Übergang in diese neue Zeit zu meistern. Doch Chakotay war nun offenbar nicht mehr gewillt, die Beziehung fortzusetzen.

So neidisch es den Doktor auch gemacht hatte, als er erstmals davon erfuhr, dass Seven sich an den Ersten Offizier der *Voyager* heranmachte, so sehr hätte er sich jetzt seiner Freundin zuliebe gewünscht, dass das Ver-

hältnis mit Chakotay nicht zu Bruch gegangen wäre. Sie kam sich nun nackt und verletztlich vor, in einer Welt voller Kakophonie und Fremde.

Der Doktor konnte nichts anderes tun, als für Seven da zu sein. Er musste sie wiederaufbauen. Prompt kam ihm ein Einfall. Sicher würde Reg nichts dagegen haben, wenn sie für ein paar Tage hier einzog.





„Nehmen Sie es mir nicht übel, Admiral: Das ist, frei heraus gesagt, vollkommener Schwachsinn. Und eine eklatante Missachtung ihrer Bürgerrechte.“

„Einen Augenblick, Captain. Im Grunde *hat* sie keine Bürgerrechte.“

„Wie bitte, Ratsmitglied?“

„Aber natürlich. Sie ist streng juristisch betrachtet keine Föderationsbürgerin.“

„Sevens Eltern waren beide Bürger der Föderation und wurden im Föderationsraum geboren.“

„Sie mag als Bürgerin geboren worden sein. Allerdings hat sie diesen Status verloren, nachdem sie assimiliert

wurde und den Großteil ihres Lebens als Borg-Drohne verbracht hat.“

„Absurd. Sie kann in keiner Weise dafür verantwortlich gemacht werden, dass sie als Kind versklavt wurde. Und die Dauer ihrer Assimilation ist irrelevant.“

„Sehen Sie, das beurteilen wir anders...und die ersten Grundsatzurteile des Obersten Gerichtshofs räumen uns in dieser Angelegenheit einen gewissen Interpretationsspielraum ein, diesen Sachverhalt so zu bewerten. Rein juristisch betrachtet ist jemand, der so lange Teil des Kollektivs war, als tot zu betrachten.“

„Als ich das letzte Mal hinsah, *pulsierte* sie vor Leben.“

„Zugegeben, sie ist ein Grenzfall. Deshalb sind wir ihr ja auch erheblich entgegengekommen und haben ihr Bürgerrechte mit vergleichsweise geringen Einschränkungen gewährt.“

„Wieso keine vollwertigen? Ich verstehe das nicht.“

„Dann, Admiral Janeway, schlage ich vor, Sie beschäftigen sich mit besagtem Urteil des Obersten Gerichtshofs. Aber darin liegt nur ein Teil der Gründe, die zu unserer letztendlichen Entscheidung führten. Sie weigert sich bislang, ihren faktischen Namen wieder anzuneh-

men. Damit verweigert sie im Grunde auch die Bestätigung, dass sie jene juristische Person ist, die im Alter von sechs Jahren von den Borg entführt wurde.“

„Sie möchte allen Ernstes ‚Seven of Nine‘ heißen. So heißt niemand, der eine eigenständige Persönlichkeit ist. Und ganz sicher niemand, der sich von seiner Vergangenheit gelöst hat.“

„Das ist lächerlich. Sie ist, wer sie ist. Und ich kann verstehen, dass sie weiterhin ‚Seven‘ heißen möchte. Mit diesem Namen wurde sie wiedergeboren, und alle auf der *Voyager* haben sie so genannt.“

„Dann haben Sie die Sache durch eigenes Zutun noch schlimmer gemacht.“

„Es gibt noch weitere Unsicherheiten, was ihren Status betrifft...“

„Die wären?“

„Wir können uns nicht sicher sein, wie es um Ihre Loyalität zur Föderation bestellt ist.“

„Das erklären Sie bitte, Ratsmitglied.“

„Nun, gehen wir das einmal durch. In den ersten beiden Jahren, nachdem die Besatzung der *Voyager Seven* befreit hatte, wie oft hat sie da gewaltsam versucht, sich wieder dem Kollektiv anzuschließen? Ihre eigenen Logbücher und die Aufzeichnungen Ihres Schiffes belegen, dass das mindestens dreimal vorgekommen ist. Vermutlich sogar öfter. Seven hat versucht, zu ihrem früheren Leben als Drohne zurückzukehren – mehrmals. Und sie hat die Mannschaft mehrfach in Gefahr gebracht, indem sie versucht hat, Kontakt zu anderen Mitgliedern des Kollektivs herzustellen, wie zum Beispiel denen, die Teil von Unimatrix Zero waren.“

„Das ist nicht fair. Seven litt unter einem Kulturschock und einer posttraumatischen Belastungsstörung. Und einige ihrer Versuche, wieder Kontakt zu anderen Borg-Drohnen herzustellen, geschahen aus dem Wunsch, sie zu befreien, damit sie wieder ihre Individualität zurückgewannen – so wie sie. Abgesehen davon muss ich Ihnen sicher nicht noch einmal ausbreiten, wie viel Seven für Schiff und Crew getan hat. Ich glaube, meine Logbücher und die übrigen Aufzeichnungen sprechen auch dahingehend eine klare Sprache: Wäre sie nicht gewesen, säße ich jetzt nicht vor ihnen. Ohne Sevens Unterstützung wäre die *Voyager* nie so weit gekommen, und wir wären vermutlich nie in den Alpha-Quadranten zurückgekehrt.“

„Ihre Leistungen erkennen wir durchaus an, und auch deshalb fiel die Entscheidung zugunsten einer weitgehenden Föderationsbürgerschaft.“

„Nein, wie überaus gütig von Ihnen...“

„Bitte, lassen Sie den Zynismus, Admiral. Im Übrigen werden wir den Fall ‚Annika Hansen‘ weiterhin prüfen und die Entscheidung gegebenenfalls neu anpassen.“

„Wäre sonst noch etwas?“

„Allerdings, Admiral. Das wäre es. Sprechen wir doch einmal über ihren Wunsch, an der Akademie der Sternenflotte studieren zu wollen...“





53

5. April 2378

Erde, San Francisco

Über der Bucht, der majestätischen Golden Gate Bridge und den Türmen San Franciscos wehten weiße Wölkchen, von einer Meeresbrise herangetragen, über einen kristallblauen Himmel. Silberne Punkte – Shuttles und andere Gefährte – funkelten im Sonnenschein auf den Flugrouten des Skyways oberhalb der Stadt. San Francisco erwachte, ging zur Arbeit.

Kathryn Janeway saß auf einer Bank im Soval-Park, einer kleinen, grünen Oase mitten im Herzen der Stadt, und starrte in die prächtige Fontäne eines Springbrunnens. Dahinter ragte zwischen einer Baumreihe die

mächtige Spitze des Transamerica Pyramid-Gebäudes empor. Der zweihundertsechzig Meter hohe, sich pfeilförmig verjüngende Wolkenkratzer war längst nicht mehr der höchste in San Francisco, aber es war eines der wenigen großen Bauwerke der Stadt, die den Dritten Weltkrieg einigermaßen unbeschadet überstanden hatten. Einstmals hatten Finanzunternehmen in der Pyramide residiert. Heute befand sich hier eine wichtige Verwaltungsinstitution, die ursprünglich zur Organisation einer geldlosen Wirtschaft gegründet worden war. Die Ironie war bestechend.

Janeway fror ein wenig. Es war früh am Morgen, und vermutlich würde es noch einige Tage brauchen, bis der Frühling ins Land zog. Die Kälte, die sie verspürte, war jedoch nicht nur auf die Jahreszeit zurückzuführen, sondern vor allem auf ihren gegenwärtigen Gemütszustand. Sie war verdammt noch mal aufgebracht und fuchsteufelswild nach dem, was sich am gestrigen Tag zugetragen hatte.

Und dennoch würde sie es Seven offen und ehrlich darlegen müssen. Das schuldete sie ihr.

Ganz nach ihrem Naturell, traf ihr einstiger Schützling an Bord der *Voyager* exakt zur vereinbarten Zeit ein. Janeway bemühte sich darum, nicht direkt mit der Tür ins

Haus zu fallen, freundlich und taktvoll zu sein und so die düstere Wolke, die über ihrem eigenen Kopf kreiste, nicht allzu offensichtlich werden zu lassen. Doch nachdem zehn Minuten verstrichen waren, die sie nebeneinander auf der Bank saßen und in den malerischen Park blickten, war es Seven, die sie an den eigentlichen Grund ihres Treffens erinnerte. Und nach dem Ergebnis des zurückliegenden Gesprächs fragte.

Janeway gab schließlich ein leises Seufzen von sich. „Abgewiesen. Erneut. Es tut mir wirklich Leid, Seven. Aber ich bin noch nicht am Ende. Noch *lange* nicht. Tatsächlich habe ich gerade erst begonnen.“

Seven bewahrte eine scheinbar stoische Fassade, doch die Enttäuschung war ihr anzusehen. „Es war immerhin der dritte Versuch, eine Erlaubnis einzuholen, mich an der Akademie aufzunehmen. Allmählich sollten wir vielleicht umdenken.“

„Umdenken?“ Die Augen Janeways blitzten herausfordernd. „Wovon reden Sie, Seven? Notfalls werde ich diese Sache weiter nach oben eskalieren. Wir könnten damit vor Gericht gehen, denn die Weigerung, Sie aufzunehmen, ist eine im Grunde rassistische und xenophobe Entscheidung, getroffen aus Angst und Vorurteil. Ich kann

und werde das so nicht stehen lassen, selbst wenn dieser Kampf noch eine Weile in Anspruch nehmen sollte.“

„Ich weiß das außerordentlich zu schätzen, Captain.“, sagte Seven anerkennend. „Und doch möchte ich nicht, dass Sie möglicherweise Ihre Karriere für mich gefährden.“

„Das wird nicht geschehen.“, versprach die Andere. „Aber lassen Sie sich eines gesagt sein: Meine Freunde bedeuten mir alles. Ich werde weiter für Sie kämpfen, darauf können Sie sich verlassen, Seven. Und ich will, dass die Föderation und die Sternenflotte das *Richtige* tun.“

„Das ist ein guter Punkt. *Ist* die Föderation und die Sternenflotte überhaupt bereit, das Richtige zu tun? Vielleicht müssen wir in Erwägung ziehen, dass ihre Haltung gegenüber Fremden angesichts der traumatischen Erfahrungen der jüngeren Vergangenheit weniger offen ist als Sie womöglich angenommen haben. Ich muss Sie nicht daran erinnern, was mehrere Borg-Kuben bei ihren Invasionsversuchen in den letzten zehn Jahren angerichtet haben. Von den Erfahrungen des Dominion-Kriegs ganz zu schweigen.“

„Zugegeben, die Föderation ist durch schwere Zeiten gegangen.“, räumte Janeway ein und biss die Zähne zu-

sammen. „Ich weigere mich jedoch, das als Rechtfertigung für blankes Unrecht zu nehmen. Nein, man muss ihnen nur den Kopf waschen, und ich werde damit fortfahren. Ich werde mir als nächstes den Stabschef vorknöpfen, und ich werde einige alte Verbindungen reaktivieren. Auch an Admiral Paris werde ich mich wenden.“

Seven nickte. „Wie sieht es für Icheb aus?“

Janeway verschränkte die Arme vor der Brust. „Offen gesagt habe ich das Gefühl, gegen Icheb wehren sie sich weniger, selbst, wenn ich auch hier noch keinen Durchbruch erzielt habe.“

Es war immerhin ein Trost für Seven, dies zu hören. „Er war bei weitem nicht so lange ein Teil des Kollektivs wie ich...und längst nicht so tief in seinen Strukturen verankert. Ganz zu schweigen von den Zwischenfällen, die es zu Beginn meiner Zeit auf der *Voyager* gab.“

Janeway rieb sich nachdenklich die Stirn. „Das hat mir Admiral Hayes auch ein ums andere Mal unter die Nase gerieben, und die Akademiedirektorin hat mit Verve zugestimmt. Und dann führten sie noch an, dass Icheb einer Prozedur zur Zurückdrängung seiner Nanosondenaktivitäten zugestimmt hätte. Sie jedoch nicht.“ Sie schob das Kinn vor und schüttelte den Kopf. „Das sind alles Pseu-

doargumente, und das wissen wir. Aufgrund Ihrer tiefgreifenderen Assimilation ist es gar nicht möglich, Ihre Nanosonden massiv zu reduzieren.“

Noch während Janeway sprach, weiteten sich Sevens Augen, woraufhin sie den Captain durchdringend ansah. „Es muss meine Verbindung zur Königin sein, die besondere Furcht im Oberkommando auslöst.“

Janeway nickte. „Die Königin hat sich immer nur genommen, was sie wollte, und sie hat nicht gefragt. *Niemanden*. Sie konnten nie etwas dafür, was Ihnen angetan wurde. Wofür Sie benutzt wurden. Ja, es stimmt, sie hatte ein besonderes Interesse an Ihnen, und das bedeutet, dass sie Sie in besonders perfider Weise missbraucht hat. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Worauf es ankommt, ist, dass Sie vom Kollektiv befreit sind. Sie verdienen es, die gleichen Rechte zu haben wie jeder andere. Und angesichts ihrer herausragenden Leistungen haben Sie sich auch das Recht erworben, ein Offizier der Sternenflotte zu werden. Das steht Ihnen ganz einfach zu. Ich werde das durchfechten, Seven. Verlassen Sie sich darauf.“

Da war er wieder, dieser sture, stolze Ausdruck in Janeways Gesicht. Ihre Taffheit imponierte Seven, und doch konnte sie an diesem Tag nicht ganz verdecken, dass

Zweifel aufgekommen waren, ob Kathryn Janeway ihr selbst gestecktes Ziel erreichen würde.





54

29. April 2378

[unbekannter Ort]

Seven of Nine öffnete die Augen. Zuerst sah sie verschwommen und doppelt. Sie fragte sich, ob mit ihrem Okularimplantat irgendetwas nicht stimmte. Dann jedoch kehrte die Erinnerung zurück. Das Letzte, was sie gespürt hatte, war ein heftiger Schlag auf den Hinterkopf. Entgegen der Warnung ihres Personenschützers war sie spät am Abend im Hafengebiet von San Francisco spazieren gegangen. Melancholie hatte sie überkommen. Sie hatte allein sein wollen.

Ihre Sicht schärfte sich, aber hinter ihren Schläfen pochten heftige Kopfschmerzen, vermutlich eine Folge

des Schlags, der sie bewusstlos gemacht hatte. Sie sah Wände aus Zement, bedeckt mit alten Werbeanzeigen. Ein langer, dunkler Tunnel erstreckte sich vor ihr. Sie wusste nicht, wo sie sich befand, aber ein Gefühl teilte ihr mit, es war irgendwo unter der Erde.

Seven fand rasch zur Erkenntnis, dass sie auf einem Stuhl saß. Man hatte sie verschnürt wie ein Paket. Sie überprüfte ihre Fesseln, doch die waren an Armen und Beinen derart dick, dass sie nichts auszurichten vermochte.

„Es ist wach.“, hörte sie eine dunkle Stimme sagen. Ein großer Mann mit schwarzem Haar und durchdringenden, grauen Augen schob sich ins Licht. Vermutlich handelte es sich um einen ihrer Entführer. Eine weitere Person trat kurz darauf aus den Schatten – eine Frau mit feuerrotem Haarschopf. Auch ihr Blick war feindselig, aber es lag auch Furcht in ihm. Furcht vor *ihr*.

„Was haben Sie mit mir vor?“, wollte Seven wissen.

„Wonach sieht es denn aus, Borg? Wir halten Dich fest.“, raunte die Frau.

„Zu welchem Zweck?“

Die Frau grinste. „Das wirst Du schon noch sehen, Borg.“

„Mein Name lautet Seven, und ich *bin* nicht mehr Borg.“, stellte sie klar.

„Oh doch, das bist Du, Du Miststück!“ Der Mann bleckte die Zähne. „Die Borg-Königin hat Dich persönlich ausgewählt für Deine Mission. 1A-Gardemaß mit Sternchen.“

Seven runzelte die Stirn. „Wie bitte darf ich das verstehen? Welche Mission?“

„Ach, halt einfach die Klappe!“

Sie ließ nichts unversucht. „Ich *bin* keine Borg mehr.“, wiederholte sie. „Wie Sie vielleicht wissen, wurden meine Eltern zusammen mit mir assimiliert, als ich noch sehr jung war. Captain Janeway hat mich aus dem Kollektiv befreit. Das geschah bereits vor Jahren, und seitdem habe ich die Borg etliche Male bekämpft.“

Ein lautes Klatschen hallte durch den Tunnel. „Gut gemacht, Borg. Hat Dir Dein Captain beigebracht, diese Fakenews-Phrase herunterzubeten, oder ist sie auf Deinem Mist gewachsen?“ Seven schaute nach vorn und erkannte eine hochgewachsene, athletisch gebaute An-

dorianerin, die aus der Dunkelheit des Tunnels auf sie zukam. Sie war in ein glänzendes Lederoutfit gehüllt und trug Handschuhe. In den Augen dieser Frau lag blanker Hass.

„Ich versichere Ihnen, dass ich...“

Unvermittelt schlug die Andorianerin Seven mit der Faust ins Gesicht. Ihr Kopf wurde nach hinten geworfen, und in einer Explosion des Schmerzes platzte ihre Unterlippe auf. Blut spritzte in alle Richtungen und benetzte ihre Kleidung.

„Also, Borg...“ Die Antennen der Frau waren nach vorn gerichtet wie die Hörner eines Stiers. „Lass uns reden. Sag mir, wenn Du doch so ein armes Unschuldslamm bist, wie Du betuerst: Hast Du den Borg jemals Widerstand geleistet? Hast Du auch nur ein einziges Mal versucht, die Assimilation unschuldiger Lebewesen zu verhindern?“

„Offensichtlich kennen Sie das Kollektiv nicht.“, antwortete Seven. „Sonst wüssten Sie, dass das Hive-Bewusstsein die Individualität und den freien Willen einer Person unterdrückt. Wenn ich es vermocht hätte, hätte ich Widerstand geleistet. Doch Widerstand war keine Option, so sehr ich das auch bedaure.“

„Blödsinn!“, stieß die Andorianerin hervor und schlug Seven erneut. Diesmal versenkten sich ihre geballten, sehnigen Finger in ihrer Wange, die rasch anzuschwellen begann. „Du bist schuldig! Du hast gemordet! Und Du bist immer noch darauf aus!“

„Das...“ Seven stöhnte vor Schmerz, verzog gequält das Gesicht. „Das ist nicht wahr.“

Die Andorianerin kam nun ganz nah. „Weißt Du, was die Borg unseren Familien angetan haben?“, sprach sie ihr ins Ohr. „Sicher weißt Du das. Oder etwa nicht? Also, zum Mitschreiben: Meine Schwester starb bei Wolf 359, und die Angehörigen meiner Freunde während der zweiten Invasion. Sie waren damals auf Ivor Prime. Nun, ich will Dich nicht langweilen, aber Du sollst schon wissen, dass wir dies hier nicht nur aus Rache tun. Das ist lediglich ein hübscher Nebeneffekt. Walter Rogers, Dein unfreiwilliger Biograf, hatte Recht. Wir wissen, dass Du eine Spionin des Kollektivs bist. Du hast nie aufgehört, ein verdammter Borgzombie zu sein! Und Deine Captain Janeway war so blöd, auf den Trick der Borg-Königin reinzufallen! Du forschst schön die Erde und die Föderation aus, suchst systematisch nach Schwachstellen...und wenn Du Deine Mission erledigt hast, schickt das Kollektiv ein paar Kuben her, um das leidige Thema ‚Föderation‘ endlich zu erledigen.“

Seven wollte erneut etwas erwidern, doch zum dritten Mal wurde sie geschlagen. Sie konnte das Wummern in ihren Ohren spüren, wie sich ihr Magen zusammenzog, während sie sich in Agonie krümmte.

Die Andorianerin kniete vor ihr nieder und starrte sie mit vernichtendem Blick an. „Ich werde Dich enttäuschen müssen, wenn Du denkst, dass wir das hier schnell hinter uns bringen. Nein, diesen Gefallen werden wir Dir nicht tun. Ich verspreche Dir: Du wirst bezahlen. Aber bis Du tot bist, wirst Du gelitten haben, dass der Tod Dir wie eine Erlösung vorkommen wird.“

Die blauhäutige Frau ließ sich von ihrem Gehilfen einen gezackten Dolch reichen. Genau in diesem Moment ertönten Stimmen im Hintergrund: „Dort vorne ist sie!“

„Gehen Sie von Seven weg! – Sofort!“

Seven erkannte die Stimmen. Es waren die von Harry Kim und Tuvok. Sie hatten sie gefunden.

„Verschwinden Sie, Sternenflotte! Oder sie ist mucksmausetot!“

Die Andorianerin wollte ihr den Dolch an die Kehle setzen, doch vorher warf sie ein gezielter Phaserschuss zu Boden. Die beiden anderen Entführer wollten das

Feuer eröffnen, aber auch mit ihnen wurde kurzer Prozess gemacht.

„Seven, ist alles in Ordnung?“

Sie war so erleichtert, als Harry ihr entgegenkam und sie losband. Währenddessen sah sie, wie die Andorianerin sich halb umdrehte. Offenbar hatte sie der Betäubungsstrahl nicht ganz außer Gefecht gesetzt. „Du bist unser Verderben, Borg...“, krächzte sie.

„Kapieren Sie es endlich!“, schrie Harry wütend. „Sie ist *keine Borg*! Sie ist menschlicher als jeder von Euch je sein könnte, Ihr Idioten!“

Seven ließ sich von Tuvok aufhelfen. „Sie sind verletzt.“, stellte er fest. „Wir werden Sie stützen, bis wir die Oberfläche erreicht haben.“

Sie nickte und schlang ihre Arme um die Schultern ihrer Freunde, während mehrere Sicherheitsoffiziere anrückten, um die Entführer festzunehmen. Die Wunden, die man ihr zugefügt hatte, würden heilen. Doch was die seelischen Verletzungen anging, die sie erlitt, würde es wohl noch eine ganze Weile in Anspruch nehmen, bis sie sich von ihnen erholt hatte.

Es stimmte. Annika Hansen, die verlorene Tochter, war schließlich nachhause zurückgekehrt, auf die Erde, auf die Welt ihrer Eltern, in die Wiege ihres Volkes. Doch was sie dort vorfand, war nicht das, was sie zu finden gehofft hatte.





55

1. Dezember 2378

Erde, San Francisco

Kathryn Janeway stand in ihrem Quartier und betrachtete das Bild, das der Spiegel ihr bot. Er zeigte ihr eine Frau mittleren Alters – wie sie fand, noch nicht ganz altes Eisen. Dank der Segnungen der modernen Medizin und einer sorgfältigen Pflege war ihre Haut weiterhin klar und straff...mit Ausnahme einiger kleiner Fältchen in den Augenwinkeln, die in den letzten Jahren aufgetaucht waren. Chakotay hatte ihr einmal gesagt, dass er fände, sie stünden ihr.

Ihr Haar besaß immer noch seine natürliche nussbraune Farbe mit leichtem Rotstich, und die Haarspitzen

kräuselten sich über ihren Schultern. Sie musste zugeben, nachdem sie diese Frisur über mehrere Jahre beibehalten hatte, sehnte sie sich nach einer Veränderung. Sollte sie wieder zu ihrer Hochsteckfrisur zurückkehren, oder sollte sie etwas ganz und gar Neues ausprobieren? Was hatte sie überhaupt noch *nicht* ausprobiert?

Ihre Haarexperimente hatten ihre Offiziere auf der *Voyager* amüsiert. Wenn es stimmte, was sie gerüchtelehalber gehört hatte, waren hinter ihrem Rücken sogar Wetten abgeschlossen worden, wann sie ihren Look wechselte und wie ihre neue Frisur beschaffen war. Tatsächlich hatte Janeway dieses Amusement billigend in Kauf genommen, denn es stimmte ja: Die Haare waren ihr urpersönlicher Tick, schon immer gewesen. Doch im Delta-Quadranten war dieser Tick noch extremer geworden, vermutlich weil ihr Haar eines der wenigen Dinge gewesen war, das sie dort draußen wirklich kontrollieren konnte.

Die Frau im Spiegel trug die Uniform eines Rear-Admirals. Goldener Kragen, goldumrahmte Pins links und rechts. Ein Flaggoffizier stand vor ihr, ein Mitglied des Oberkommandos.

Sie seufzte leise, während sie ihre Uniform glatt strich. „Daran muss ich mich erst noch gewöhnen...“, murmelte

sie. Sie vergewisserte sich, dass alles richtig saß und ihre Frisur stimmte und wandte sich ab.

Janeway blickte zum Chronometer. Kurz nach sieben. Das bedeutete, ihr blieb noch genügend Zeit, Molly ihr Frühstück zu servieren – und natürlich für einen ungehetzten Morgenkaffee. Nichts war schlimmer als sich Kaffee einfach so die Kehle hinunterzukippen, als wäre es schlechter klingonischer Blutwein. Anschließend würde sie die Tram nehmen, die sie direkt ins Herz des Hauptquartiers brachte. Ihr erster Arbeitstag im Stab von Flotten-Admiral Shanthi (Schwerpunkt Romulanisches Sternenimperium und Klingonisches Reich) würde seinen Lauf nehmen.

Kaum hatte sich Janeway das dampfende Getränk aus dem Replikator geholt, klopfte es unerwartet an der Tür. Wer besuchte sie zu dieser Stunde? Sie öffnete kurzerhand und stellte fest, dass es sich um Seven of Nine handelte.

Die junge Frau, die Janeway in den letzten Jahren wie keine andere Person ans Herz gewachsen war, sah blässer und aufgewühlter aus als sonst. Das vermochte auch ihre blonde Haarpracht nicht zu verbergen, die sie nun offen trug und ihre natürliche Schönheit unterstrich. Janeway wusste sehr genau, was sie in den vergangenen

Wochen und Monaten durchgemacht hatte, und sie bedauerte es zutiefst.

Ein reißerischer Journalist namens Walter Rogers hatte sich auf sie gestürzt und ein Buch über sie verfasst, in dem er die irrlichternde Verschwörungstheorie in die Welt setzte, bei Seven handele es sich in Wahrheit um eine Spionin des Kollektivs. Nachdem es der Borg-Königin nicht gelungen sei, die Föderation zu assimilieren, versuche sie es jetzt mit neuen, perfideren Mitteln; den Mitteln der Unterwanderung. Janeway sei auf diesen Trick hereingefallen, indem sie Seven in ihre Mannschaft aufnahm und zur Erde brachte, und nun gebe es einen Borg-Infiltranten im Herzen der Föderation. Ein trojanisches Pferd der Königin.

Das Buch war Schund erster Güteklasse, doch es war erschreckend, wie viele Leute in der Föderation – einer an und für sich aufgeklärten Gesellschaft – bereit waren, es zu kaufen und seinen wahnwitzigen Thesen Gehör zu schenken. Gegen Seven hatten sich Wut und Hass entladen – eindeutig die Folgen der beiden zurückliegenden Borg-Invasionen, die Abertausende Föderationsbürger das Leben gekostet hatten. Sie wurde für alles verantwortlich gemacht, was die Borg verbrochen hatten, obwohl sie nicht das Geringste dafür konnte. Zweimal war

sie entführt worden, und inzwischen kam sie in der Öffentlichkeit nicht mehr ohne Personenschutz aus.

Janeway hatte so gut wie irgend möglich versucht, sie zu schützen; es war ihr weißgott nicht immer gelungen. Am dramatischsten war Sevens Entführung durch ein paar aufgeputschte Fanatiker vor einem Dreivierteljahr gewesen. Inzwischen hoffte sie, dass die Welle der öffentlichen Empörung wieder ein wenig im Abflauen begriffen war, aber es war klar, dass diese Erfahrung noch für eine lange Zeit Spuren in Seven hinterlassen würde.

Auch die Sternenflotte wirkte verunsichert. Bislang hatten Janeways Bemühungen, Seven einen Weg in die Raumflotte zu bahnen, keine Früchte getragen – ganz offensichtlich hatte man Bedenken, sie im aktiven Dienst mitwirken zu lassen, auch wenn Sevens Qualifikationen von großem Wert waren. Daher war das Oberkommando auf ihr Drängen hin immerhin so klug gewesen, ihr vorerst die Dienste einer externen Beraterin anzubieten, wenn auch unter streng kontrollierten und abgesteckten Bedingungen. Das war zwar ein Anfang; dennoch konnte Janeway nicht leugnen, dass sie ob des Ausmaßes von Misstrauen und Ressentiment überrascht, ja schockiert gewesen war. Vielleicht war, nach allem, was geschehen war, diese Föderation einfach zu stark traumatisiert

worden. Diesen Umstand hatte sie eindeutig unterschätzt.

„Seven.“, sagte Janeway. „Es tut mir Leid, ich habe jetzt nicht viel Zeit. Der erste Arbeitstag ruft.“

„Darf ich dennoch hereinkommen?“, erbat Seven.

Janeway nickte und schloss die Tür. „Worum geht es?“

„Um ehrlich zu sein,“, fing die junge Frau an, „verstehe ich immer noch nicht, warum Sie sich bereiterklärt haben, die *Voyager* stillzulegen?“

„Seven, das hatten wir doch schon.“, entgegnete Janeway. „Es war ein expliziter Wunsch der Sternenflotte.“

Seven ließ sich nicht damit abspeisen. „Dem *Sie* allerdings zustimmten. Sie hätten die Bitte auch verweigern können. Die Stilllegung erfolgte ohne Not.“

Janeway betrachtete sie ob der vorwurfsvollen Note, die in ihren Worten und in ihrer ungewohnt schneidenden Stimme erklingen war. „Das Gutachten hat ergeben, dass das Schiff nach all dem, was es erlebt hat, ohnehin nur noch einige Jahre würde durchhalten können. Da die *Intrepid*-Klasse aufgrund der erheblichen Um-

strukturierungen in der Flotte nicht fortgeführt werden wird, ist ein Refit keine Option. Somit erschien es uns sinnvoll, die *Voyager* für die Nachwelt zu erhalten. Sie ist bei Kurator Tweekle in den allerbesten Händen. Er wird sie in ein äußerst lebendiges Museum verwandeln. Dadurch wird nichts, was wir erlebt haben, jemals verloren gehen, ganz im Gegenteil: Es wird im allgemeinen Bewusstsein bleiben. Alles, was diese einzigartige Reise ausgemacht hat. Das finde ich sehr erbaulich.“

„All das hätte nicht passieren müssen. Es hätte nicht passieren *dürfen*...“ Die Worte waren einfach so aus Seven herausgeplatzt, eine Fontäne der Verbitterung versprühend. Sie bewirkten, dass Janeway sich ihr nun voll zuwandte. Die jüngere Frau wirkte fahrig und aufgewühlt. „Wieso sind Sie weggegangen? Wenn Sie das Schiff nicht verlassen hätten, wäre dies alles nie geschehen...“

Janeway blinzelte. „Wie bitte darf ich das verstehen?“

Seven hielt kurz inne, wissend, dass ihre Anwürfe wenig rational waren. „Als wir uns noch im Delta-Quadranten befanden, sagten Sie mir bei mehreren Gelegenheiten, Sie könnten sich kaum noch vorstellen, dass diese Crew und Sie eines Tages getrennte Wege gehen.“

Dass die *Voyager* inzwischen zum Zentrum Ihres Lebens geworden sei.“

Janeway nickte knapp. „Das sagte ich, ja. Und ich meinte es ernst.“

„Dann verstehe ich nicht, warum Sie es dennoch getan haben. Und erzählen Sie mir nicht, es gehe Ihnen *wirklich* um neue Herausforderungen im Leben.“

Janeway fasste die Konfusion in den Zügen ihres Gegenübers an. Seit Seven sich dazu entschied, ihren Korknot vom Doktor im Rahmen einer nicht ganz einfachen Operation modifizieren zu lassen, war sie in der Lage, die volle Bandbreite von Emotionen zu erleben – und sie auszuleben. Das mochte am Anfang überfordernd sein, zumal Seven trotz ihrer Fortschritte nach wie vor emotional unerfahren war. Trug dieser Eingriff zu ihrem derzeitigen Zustand bei? Nein, es schien noch weit mehr zu sein, was in ihr wummerte.

Janeway betrachtete ihre Freundin. „Hören Sie, Seven... Für uns alle kam die Rückkehr in die Heimat sehr überraschend. Wir mussten uns anpassen. Doch als die Reise endete, ging auch der Großteil der Mannschaft auseinander. Das geschah Monate vor der Entscheidung zur Stilllegung. Wir *alle* schlugen neue Wege ein. Ich

glaube, das ist nur natürlich, und ich sehe nichts Falsches darin. Das bedeutet aber nicht, dass wir nicht für immer miteinander verbunden bleiben werden. Es gibt keinen Grund, traurig oder verbittert zu sein.“

„Sie haben damals die Entscheidung für mich getroffen, die Verbindung zu den Borg zu trennen.“ Sevens Stimme klang schwer. „Sie haben von Verantwortung gesprochen. All die Jahre an Bord der *Voyager* war es für mich nicht immer einfach, in die menschliche Gemeinschaft hineinzufinden.“

„Das mag sein, aber Sie hatten Erfolg.“, versicherte Janeway. „Mehr als das. Sie sind ein Individuum, Seven. Eine unverkennbare Persönlichkeit.“

„Die *Voyager* war mein Kollektiv.“, wiederholte Seven. „Ich wusste, dass ich dort sicher war. Ich habe jedem Einzelnen an Bord vertraut. Ich konnte versuchen, leben und lieben zu lernen. Aber nichts konnte mich auf das Leben vorbereiten, das ich hier auf der Erde vorfand. Auf die Probleme. Und nun gehen Sie fort. *Alle* gehen fort.“

Janeway legte ihr eine Hand auf den Arm. „Hey, Seven, ich bin nicht aus der Welt, ebenso wenig wie die anderen Mitglieder unserer alten Crew. Kommen Sie doch wieder zu unseren regelmäßigen Treffen. Chakotay,

Tuvok und Tom haben schon nach Ihnen gefragt.“ Als Seven nicht darauf einging, befeuchtete Janeway ihre Lippen. „Wie dem auch sei... Trotz der unangenehmen Überraschungen, die Sie in der Heimat erwarteten, denke ich, dass Sie inzwischen Ihrem eigenen Kompass folgen können...und es sollten. Sie sind stark und klug und werden alles meistern. Dessen bin ich mir sicher.“

„Ich bemühe mich.“, entgegnete Seven nach kurzem Zögern. „Vor drei Tagen trat der Direktor der Sternflotten-Akademie an mich heran. Er bot mir die Position einer freien Dozentin an, mit Schwerpunkt auf den Bereichen Astrophysik und Kybernetik. Ich habe eingewilligt.“

Janeway schenkte ihr ein aufrichtiges Lächeln und zog Seven in eine kurze, aber herzliche Umarmung. „Herzlichen Glückwunsch. Das sind grandiose Neuigkeiten. Ich bin sehr froh, dass der Druck den ich ausgeübt habe, offensichtlich zu etwas geführt hat.“

„Vielleicht, ja. Ich wäre dennoch lieber an Bord der *Voyager* geblieben. Unter Ihrem Kommando. Aber das ist nun nicht mehr möglich.“

„Hey, Seven... Es wird alles gut.“, sagte Janeway nach einem unangenehmen Moment der Stille. Mit einem

Mal kam sie sich vor, als rede sie sich dies selbst ein.
Was war hier los?

„Leben Sie wohl...Admiral.“

Janeway sah Seven wehmütig hinterher, wie sie aus ihrer Wohnung verschwand. Es war nicht so, dass sie ihre Freundin nicht verstehen konnte. Aber ein Teil des Lebens unter Individuen bedeutete nun einmal, dass sich das Leben änderte und man sich den neuen Bedingungen anpassen musste.

Hermann Hesse hatte einst in einem seiner schönsten Gedichte geschrieben, jedem Abschied wohne ein neuer Aufbruch inne. Janeway wollte gerne glauben, dass dies auch für den Lebensabschnitt galt, der vor ihr und ihren Kameraden von der *Voyager* lag. Und doch ertappte sie sich dabei, wie sie die Zweifel, die sie urplötzlich überkamen, erst zuschütten musste.

Als sie eine Stunde später Flotten-Admiral Shanthi an ihrem neuen Arbeitsplatz willkommen hieß, war Janeway dankbar, die unangenehmen Gedanken und Gefühle in einen stummen Winkel ihrer selbst abzuschieben. Bald schon erhielt sie ihre erste Aufgabe. Offenbar kündigte sich im romulanischen Imperium eine neue Phase der Instabilität an. Die Regierung von Prätor Hiren, der

vor gerade ein paar Jahren gegen seinen Vorgänger Neral geputscht hatte, war auf zunehmend tönernen Füßen. Janeway bekam den Auftrag, die Situation genauestens zu beobachten und alles zu unternehmen, damit der Beta-Quadrant nicht ins Chaos stürzte.

Am Ende des Tages hatte sie den Kopf so voller Pflichten, dass ihr das Gespräch mit Seven vorkam, als hätte es vor einer halben Ewigkeit stattgefunden. Sie ahnte nicht, dass es ihre letzte Unterhaltung für eine lange Zeit gewesen war.





15. März 2379

Jupiter-Station

„Ich gratuliere Ihnen, Annika.“, sagte der Doktor schmunzelnd, während er nach beendeter Untersuchung auf der Krankenstation der orbitalen Jupiter-Einrichtung den medizinischen Trikorder zuklappte. „Entschuldigung, ich meinte natürlich Annika. Ihr Körper ist inzwischen in der Lage, sich über den ganz normalen REM-Schlaf zu regenerieren. Der Stoffwechsel dürfte keinerlei Probleme mehr bereiten. Sie werden den Alkoven nicht länger benötigen.“

Annika Hansen – ehemals Seven of Nine – hielt einen Augenblick inne und ließ diese Neuigkeit auf sich wirken.

Natürlich hatte sie gewusst, dass es eines Tages soweit sein würde. Seitdem Kathryn Janeway entschieden hatte, sie in ein Individuum zu verwandeln, war der Prozess ihrer Menschwerdung – körperlich und mental – ständig vorangeschritten. Und doch schien es ein kleines Fünkchen Wehmut zu wecken, dass sie nun ein Bett aufsuchen würde, um ihren Körperfunktionen Erholung zu verschaffen anstatt in den Alkoven zu steigen.

Natürlich hatte das nichts mit dem Umstand zu tun, dass sie ihrer Existenz als Borg hinterhertrauerte. In den vergangenen Jahren hatte sie endgültig begriffen, wie viele Vorzüge es hatte, eine freie und selbstbestimmte Person zu sein. Dennoch wirkte der Umstand, sich von etwas so Vertrautem wie dem Alkoven ein für alle Mal trennen zu müssen, zunächst wenig verheißungsvoll. Auch und gerade bei Menschen hatte sie oftmals die Angewohnheit beobachtet, dass es ihnen schwer fiel, ihre lange Zeit praktizierten Gewohnheiten zu ändern. Ihr erging es da nicht anders. Fast ihr ganzes Leben lang hatte sie sich in einen Borg-Alkoven begeben, um sich zu regenerieren.

„Annika, ist alles in Ordnung?“

„Ja, Doktor, es geht mir gut.“, versicherte sie. „Ich habe lediglich darüber nachgedacht, dass dies eine nicht unbeträchtliche Umstellung bedeuten wird.“

Ihr holografischer Freund schenkte ihr sein erbauliches Lächeln. „Natürlich vermag ich nicht aus eigener Erfahrung zu sprechen, da ich keinen Schlaf benötige. Aber sicher werden Sie schnell feststellen, dass die humanoide Art der Regeneration auch ihre positiven Seiten hat.“

„Das will ich hoffen.“, gab Annika zurück. „Immerhin gibt es zahlreiche offensichtliche Nachteile. Sobald ich meinen Regenerationszyklus beendet hatte, war ich stets voll einsatzbereit. Ich musste nicht aus dem Bett steigen, mich ankleiden und im Bad mein Haar ordnen.“

„Stimmt. Sie waren schon immer unverdächtig, einen morgendlichen Kater zu erleiden.“ Das Lächeln des Doktors wurde noch ein wenig breiter. „Deshalb gehe ich jede Wette ein, dass Sie nur in Extremfällen zerzaust aufwachen werden. Und wenn Sie möchten, können Sie sich ja auch in Ihrer Dienstkleidung schlafen legen. Dann sind Sie zwar schneller einsatzbereit, aber die Bequemlichkeit wird zweifellos leiden.“

Annika quittierte seine halbernstere Bemerkung mit einem monotonen „Wir werden sehen“.

„Ähm... Haben Sie schon darüber nachgedacht, was nun mit Ihrem Okularimplantat geschehen soll?“, erkundigte sich der Arzt.

Der Doktor hatte sie vor einigen Tagen wissen lassen, dass es – jetzt, da sie in die Föderation zurückgekehrt seien, und dank einiger technologischer Fortschritte – eine Methode gebe, das Implantat äußerlich verschwinden zu lassen, ohne dass dadurch die Sehkraft des künstlichen Auges litt. Das Risiko einer Komplikation, hatte er gesagt, sei äußerst minimal. Annika hatte sich ein wenig Bedenkzeit erbeten.

„Ja, das habe ich.“, verkündete sie nun. „Das Implantat bleibt vorerst, wie es ist.“

„Wie Sie wünschen.“, entgegnete der Doktor. „Sollten Sie es sich anders überlegen, steht Ihnen meine Tür natürlich jederzeit offen.“

Annika wusste nicht, warum sie so entschieden hatte. Doch sie beschlich der Eindruck, dass es sich um eine emotionale Reaktion handelte. Heute war sie stolz darauf, ein Individuum zu sein, aber damit dies so blieb, war es ihr wichtig, nicht vollkommen unkenntlich zu machen, was sie von anderen Individuen unterschied. Inzwischen hatte sie sogar auf Anraten der Föderationsbehörden ihren menschlichen Namen wieder ange-

nommen, doch das bedeutete nicht, dass sie ihre Borg-Vergangenheit komplett ausradieren wollte.

So schlimm sie auch gewesen sein mochte: Sie war ein Teil von ihr, und auf das letzte sichtbare Zeichen dieser Vergangenheit – das Okularimplantat – konnte und wollte sie nicht verzichten. Auch, wenn es bedeuten mochte, dass manche Leute, nein, wohl eher *viele* Leute, ihr mit Feindseligkeit oder Furcht begegneten.

Das Implantat erinnerte sie auch an ihre Zeit auf der *Voyager*. Es war eine Zeit, in der sie die faire Chance erhalten hatte, sich in einem geschützten Umfeld zu einem Menschen zu entwickeln. Aber was war heute? Heute kratzte sie das letzte Bisschen ihres unfertigen Selbst zusammen, in der Hoffnung es irgendwie zu bewahren und sich so lange wie möglich an der Vergangenheit zu wärmen. Denn die Gegenwart war kalt, und die Zukunft verhiess noch Eisigeres.





16. Juni 2380

Erde, nahe Chicago

Gelegentlich bereitete es Annika Hansen immer noch Schwierigkeiten, zu schlafen. Hauptsächlich, weil Erholung für sie bis vor etwas mehr als einem Jahr bedeutet hatte, aufrecht in einer Borg-Regenerationskammer zu stehen. Dann jedoch hatte ihr eigener Körper, dessen Menschwerdung immer weiter fortschritt, sie dazu gezwungen, dem Alkoven für immer Lebewohl zu sagen.

Schlafen war für die meisten Menschen eine Selbstverständlichkeit. Für Annika hingegen mutete es an wie eine hohe Kunst. Besonders das Einschlafen fiel ihr schwer. Sie war es gewohnt gewesen, dass der Alkoven sie in den

Regenerationsmodus schickte. Hoch entwickelte kybernetische Technologie hatte ihr diesen Vorgang abgenommen. Nun musste sie es jedoch von ganz allein schaffen, den Regenerationsmodus ihres Körpers auszulösen. Und dabei ging es nicht nur um die reine Tatsache, ob jemand müde war – also faktisch Schlaf brauchte – oder nicht.

Man musste im Hinblick auf die eigene psychische Verfassung auch entspannt genug sein, um in den Schlaf zu gleiten. Für eine Person, die es gewohnt war, sich ständig Gedanken zu machen, war diese Art, den Regenerationszyklus auszulösen, eine echte Herausforderung, denn gewissermaßen musste sie sich zwingen, ihren Kopf zum Schweigen zu bringen. Und wenn man zudem mit Sorgen belastet war, fiel es noch schwerer.

Annika fragte sich, ob ihr schlechter Schlaf auch etwas mit dem Umstand zu tun haben mochte, dass sie vor einigen Tagen in das Haus ihrer Tante gezogen war. Irene war allerdings nicht mehr hier. Nachdem es monatelang unbewohnt gewesen war, hatte Annika beschlossen, ihren Wohnsitz hierher zu verlegen. Ein Anflug von Sentimentalität hatte sie dazu verleitet. Solange Irene hier gewesen war und sie von Zeit zu Zeit bei ihr übernachtet hatte, war es ihr leichter gefallen, einzuschlafen.

Jetzt jedoch nicht mehr. Jetzt war es ein fremdes Haus, in dem sie sich fremd fühlte.

Der Doktor hatte vorgeschlagen, sie solle leise Musik hören. Er hatte ihr sogar einige Stücke zur Verfügung gestellt, die ihr beim Einschlafen helfen sollten. Annika fand die eine Hälfte dieser Stücke aber langweilig und uninspiriert und die andere schrill und eher wachmachend. Zum Glück hatte der Doktor ihr für den Notfall auch ein Mittel verschrieben. Da Annika schon in den letzten Nächten kaum Erholung gefunden hatte, mochte es an der Zeit sein, etwas davon einzunehmen.

Sie überlegte es sich anders und beschloss, das Licht zu aktivieren. Daraufhin vertrat sie sich im Schlafzimmer ein wenig die Füße. Vor einer Kommode blieb sie instinktiv stehen und betrachtete diverse darauf stehende Holorahmen. Sie enthielten Schnappschüsse ihrer ehemaligen Schiffskameraden von der *Voyager*. Auf einem lachte Tom Paris, während ihm B'Elanna Torres einen bösen Blick zuwarf. Auf einem weiteren war Commander Chakotay tief in Gedanken versunken zu sehen, offenbar aus einer diskreten Entfernung aufgenommen. Ein Rahmen wechselte zwischen Bildern von Harry Kim vor einem Wasserfall während einer Außenmission, dem Doktor, der einen Kratzer auf dem Knie einer jungen Naomi Wildman verarztete, und Neelix in seiner Küche, wäh-

rend er in einem überlebensgroßen Kochtopf rührte, aus dem es kräftig dampfte. Der letzte Holorahmen war wieder einem einzigen Bild gewidmet: ein Portrait von Kathryn Janeway. Es war eine zuversichtliche, stolze Pose, die sie einnahm, ohne einen Hauch des Zweifels.

Das in der Vergangenheit gefrorene Bild des einstigen Captains der *Voyager* drückte immer noch ein ehernes Versprechen, eine Verheißung aus. Eine Vision, an die Annika, einstmals Seven of Nine, geglaubt hatte und doch – was sie auch getan hatte – einfach nicht Teil davon geworden war. *Wer weiß, vielleicht bin ich auch nie Teil davon* gewesen.

Was war nur aus den Orientierungspunkten der alten Tage geworden? Dem geistigen Geländer, an dem sie sich festgehalten hatte? Alles hatte sich aufgelöst. Die Kameraden von einst waren nicht länger da. Jeder war seines Weges gegangen, hatte eine neue Richtung eingeschlagen. Nur sie war zurückgeblieben. Einerseits empfand sie darüber einen gewissen Neid und auch Wut, dass ihre Freunde sich nicht noch mehr um sie gekümmert hatten. Dann ertappte sie sich aber bei der Erkenntnis, dass sie kaum eine Gelegenheit ergriffen hatte, mit ihnen in Kontakt zu treten. Im Gegenteil, sie hatte sich immer mehr zurückgezogen, und in der Zwischenzeit war das Leben weitergegangen.

Chakotay war für irgendein geheimes Sternenflotten-Projekt abgeworben worden, über das niemand sprechen durfte. Dieser Umstand hatte die letzten Reste des Bandes zwischen ihnen praktisch vollständig abreißen lassen. Das Sternenflottenkommando hatte Tuvok für seine taktische Abteilung rekrutiert. Harry Kim hatte bereits die nächste Beförderung erhalten und trat nun einen Posten als XO auf einem Raumschiff an. Und Tom und B'Elanna... Sie wusste nichts über sie, hoffte und setzte aber darauf, dass es ihnen und Miral immer noch gut ging. Wenn sie nicht bereits drauf und dran waren, ihre Familie zu vergrößern. Der Doktor hatte kürzlich von sich hören lassen. Er hatte nach der Außerdienststellung der *Voyager* seinen Dienst in der Sternenflotte mit Janeways Erlaubnis vorerst ruhen lassen und machte derzeit eine große Vortragsreise, um jedermann in der Föderation darüber aufzuklären, dass Hologramme die gleichen Rechte verdienten wie hochentwickelte Androiden vom Data-Typ. Obgleich er eine Menge Anhänger seiner Sache gewonnen hatte, würde es nicht einfach sein, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen: eine umfassende Gesetzesänderung. Denn trotz ihrer Fortschrittlichkeit war die Föderation eine Gesellschaft, die auf die Arbeitskraft und stete Verfügbarkeit ihrer technologischen Instrumentarien gegründet war.

Ich vermisse sie. Sie alle. Hätte ich das für möglich gehalten, bevor wir in den Alpha-Quadranten zurückkehrten und wir alle getrennte Wege gingen? Vermutlich nicht. Ich habe nicht erkannt, wie sehr ich sie als selbstverständlich angesehen habe, wie sehr sie mich unterstützt haben, oft einfach nur, indem sie da waren. Aber fast noch mehr vermisse ich die Ordnung und Übersichtlichkeit der alten Tage. Den Halt. Erst jetzt weiß ich so richtig zu schätzen, was ich damals hatte.

Ein „emotionales Sicherheitsnetz“ – so hatte der Doktor die Unterstützung der Mannschaft für Seven während ihrer anfänglichen Jahre rapider Wandlungen von einer verlassenen Borg-Drohne hin zu einem Menschen bezeichnet. Es war eine Metamorphose, die sie nach wie vor nicht für abgeschlossen hielt. So viele Probleme waren aufgekommen, so viel Verwirrung, Sorgen und Verletzungen.

Als Drohne verspürte man niemals Zweifel, Angst, Reue, Schmerz... Es war kein bewusster, sondern ein reflexhafter Gedanke gewesen, wie ein Echo aus dem Gestern, als sich eine gerade vom Kollektiv abgetrennte junge Frau nackt und verwundbar gefühlt hatte. Eine Frau, die sich danach gesehnt hatte, wieder Teil des großen Ganzen zu sein. Die Stimmen in ihrem Kopf zu hören.

Sofort erhob sich eine einzelne trotzige Stimme aus ihrem Innern, um sie daran zu erinnern, was Borg-Drohnen ebenfalls nie verspürten: *Freundschaft. Mut. Stolz. Liebe. Neugier und Sehnsucht, neue Wege zu gehen...*

Ich habe mir immer wieder gesagt, dass wir im Kollektiv Einheit hatten. Aber das ist eine Lüge. Keiner von uns kannte die anderen. Wir waren eins, doch niemand von uns war irgendwer. Eine Billion Seelen, vereint in Einsamkeit. In Verzweiflung. In einer Illusion, die nur dazu dient, zu kontrollieren und auszubeuten.

Nein, das Kollektiv war gestern. Es bot ihr nichts mehr an. Es war ob seiner Verheißungen vollkommen demaskiert worden. Doch glücklich und erfüllt machte sie diese fundamentale Erkenntnis im Hier und Jetzt auch nicht. Annika brauchte einen Sinn im Leben, etwas Neues. Etwas, das ihr Kraft und Zuversicht zufächerte. So wie jetzt konnte sie nicht mehr weitermachen. Doch wo sollte diese neue Perspektive herkommen? Sie wusste es nicht.

Kurz darauf hörte sie, wie das zentrale KOM-Terminal im Haus piepte. Als sie zum Bildschirm eilte und die Transmission entgegennahm, wusste sie, dass die Nacht für sie beendet war.

- - -

Die Frau auf der Intensivstation war nur mehr ein Fragment ihrer selbst, eine bleiche Gestalt mit weißem Haar, verbraucht und bis aufs Skelett abgemagert. Sie lag in einem weißen Raum auf einem Lebenserhaltungsbett. Das blendend helle, strahlend reine Weiß tat Annika Hansen in den Augen weh. Schneeblind wandte sie sich ab.

Unten, am Fußende des Betts, stand ein kleines Terminal, das die Werte des derzeitigen Patienten anzeigte. Schwarze Buchstaben auf weißem Hintergrund.

Die oberste Zeile verkündete: Hansen, Irene.

Die Farbe des Todes, so glaubte Annika inzwischen zu wissen, war nicht schwarz, sondern weiß...helles, blendendes Weiß.

„Annika...“, bat die Frau. Annika zwang sich dazu, in das bleiche, wachsfarbene, von unendlichem Schmerz verzerrte Gesicht zu sehen. Es war nicht das Gesicht, das ihr von ihrer Tante in Erinnerung bleiben würde.

Vor zweieinhalb Jahren, als Irene ihr eröffnet hatte, dass sie unter dem Pycart-Syndrom litt, war sie noch eine gesunde, unternehmungslustige, vor Energie, Liebe und Humor strotzende Frau gewesen. Heute erinnerte fast nichts mehr an diese Person. Annika hatte bereits damals gewusst, sie würde sie verlieren. Doch dass es ihr solche Pein bereiten würde, hatte sie nicht geahnt.

Wie sehr hatte sie Irene ins Herz geschlossen. Sie war ihr Anker auf einer Welt gewesen, die es ihr weißgott nicht immer leicht gemacht hatte. Doch sie verlor diesen Anker, sehr bald schon, und ihre Einsamkeit würde unweigerlich wachsen.

Irgendwie fand Annika ihre Stimme wieder. Zu ihrer Überraschung klang sie sicher und beruhigend. „Ich bin hier, Tante Irene. Ich bin bei Dir.“ Sie umklammerte die zerbrechliche Hand Irenes, papiernes Fleisch und Knochen.

Aus blicklosen Augen sah ihre Tante zu ihr auf; den Sehnerv hatte die Krankheit bereits zerstört. „Die Schmerzen.“, stöhnte sie. „Bitte mach, dass die Schmerzen aufhören... Mehr will ich nicht...“

Irene hing an einem Lebenserhaltungssystem; ihr Gehirn funktionierte noch, aber die meisten Organe hatten

schon vor Tagen den Dienst quittiert. Man verabreichte ihr enorme Dosen von Schmerzmitteln, doch sie reichten nicht aus. Es gab nur einen Weg, die Leiden ihrer Tante zu beenden. Irene hatte sie bereits mehrmals darum gebeten, aber Annika war davor zurückgeschreckt. Sie hatte es falsch und unerträglich gefunden. Inakzeptabel.

„Ich weiß nicht, wie ich Dir helfen kann.“, sagte Annika gedrückt.

„Doch, das weißt Du. Erlöse mich...“ Irene drehte ihr Gesicht zum Lebenserhaltungssystem. Sie konnte es nicht sehen, doch ihr Scharfsinn war noch unberührt; sie wusste, dass es da war. Hilflos tastete sie danach. „Bitte, Annika...“

Annika schwieg und beobachtete sie. Die Zeit dehnte sich aus. Eine große Träne lief ihr aus dem Augenwinkel.

Irene stöhnte in stiller Agonie auf, da ertrug Annika es nicht länger. Mit zitternden Fingern griff sie nach dem Lebenserhaltungssystem. Ihre Hand verharnte. Vor ihrem geistigen Auge huschten Bilder und Geräusche vorüber. Die gemeinsame Zeit mit dieser Frau hatte ihr so viel gegeben. Sie verdankte Irene eine Menge. All das würde unvergessen bleiben.

Annika zögerte nicht länger. Sie schaltete die Lebenserhaltung ab, ein Gerät nach dem anderen. Dann schloss sie ihre Tante sanft in die Arme. Irenes Körper fühlte sich kalt und federleicht an. Blind sah diese zu Annika auf, stieß einen letzten, erleichterten Seufzer aus...und starb.

- - -

1. Juli 2380

Erde, nahe Chicago

„Du hast Dich gut herangeschlichen, kleine, süße Keela.“, sagte ihre Mutter. Die Worte spendeten Trost, aber die Stimme klang abgelenkt, geistesabwesend. Seven drehte den Kopf und stellte fest, dass ihre Mutter zum Himmel empor sah. Zuvor hatte sie einen Schatten bemerkt und vermutet, dass er von einer Wolke stammte. Doch das war nicht der Fall. Ein großes, würfelförmiges Raumschiff schwebte vor der Leben spendenden Sonne.

Furcht erfasste Seven. Nie zuvor hatte sie ein solches Gebilde gesehen. Die Fremden, mit denen ihr Volk Handel trieb, kamen in anderen Schiffen. Wer waren die Besucher? Was wollten sie? Seven lief an die Seite ihrer Mutter zurück, vergaß den Shorrak und ihren vergeblichen Versuch, den exotischen Vogel zu fangen.

„Keela“. Die Stimme ihrer Mutter war jetzt ganz ruhig. „Geh ins Haus. Jetzt sofort. Übermittle dem Rat eine Nachricht. Weise darauf hin, dass...“

Strahlen gingen von den würfelförmigen Schiffen aus. Sie gleißten herab und schnitten Teile von Sevens Welt aus dem Boden. Seven spürte heftige Erschütterungen, spreizte die Beine und fuhr die Krallen aus, um sich festzuhalten.

Um sie herum stürzten Gebäude ein. Gewaltige Bäume, Jahrhunderte alt, neigten sich zur Seite und fielen. Seven wusste nicht, wie lang es auf diese Weise weiterging, aber als sie schließlich den Kopf hob, sah sie Zerstörung in einem unfassbaren Ausmaß.

Die Fremden hatten ihre Welt nicht nur angegriffen, sondern raubten sie. Von ihrer Position aus konnte Seven bis zum Zentrum der Stadt sehen, aber jetzt... Die Stadt war verschwunden. Die Unbekannten hatten sie förmlich

aus dem Leib der Welt gerissen, so wie ein Junges mit seiner Pfote Sand aus dem Boden scharfte. Wo sich eben noch eine Metropole mit zehntausend Bewohnern befunden hatte, gähnte jetzt ein großes Loch.

Wie wandelnde Albträume kamen sie aus dem schattigen Dschungel. Zweibeiner, wie die Graa, aber ansonsten ganz anders. Die Gesichter weiß, ohne Schnauzen und Pelz. Versengtes Fleisch. Grässlich wirkende schwarze Maschinenteile, die im Körper steckten, Teile von ihm ersetzen... Sie näherten sich, ohne ein Anzeichen von Furcht. Ohne Ausdruck in ihren Augen, die mitten in die Leere zu starren schienen. Mitten ins Nichts.

Seven heulte voller Grauen. Ihre Mutter sprang den Fremden entgegen, mit gebleckten Zähnen und ausgefahrenen Klauen.

„Lauf, Keela! Lauf!“

Seven konnte nicht gehorchen und stand wie erstarrt. Die Unheilsboten feuerten eine seltsame Waffe auf ihre Mutter ab, und die mächtige Jägerin fiel wie ein Stein zu Boden. Jener Fremde, der sie erledigt hatte, hob den Kopf und sah Seven an. Das eine Auge war blau, und ein rotes, stechendes Licht ersetzte das andere.

Sie – das Wesen erwies sich als eine Frau – bedachte die kleine, vor ihr hockende Katze mit einem starren Blick. Ihre vollen grauen Lippen teilten sich und sprachen: „Wir sind die Borg. Wir werden Ihre biologischen und technologischen Charakteristika den unsrigen hinzufügen. Ihre Kultur wird sich anpassen und uns dienen. Widerstand ist zwecklos.“

Ein Tunnel aus Zeit, der fortschleuderte vom Geschehen. Fort aus dem Körper, in dem sie gefangen schien, fort von diesem Ort... Sie war angeschnallt, als sie die Augen öffnete, und ein hartes Metallgehäuse zerdrückte ihre hübschen Federn. Eigentlich sollte sie nicht wach sein, soviel wusste Seven. Aber sie war es dennoch, obgleich sie nicht sprechen konnte. Der Kopf ließ sich nicht bewegen, wohl aber die Augen. In dem kapselartigen Objekt neben ihr ruhte der geliebte Partner.

Neues Entsetzen durchflutete sie. Sein linker Arm fehlte; schwarzes Metall ersetzte ihn. Er hatte nur noch ein Auge. In der anderen Augenhöhle steckte ein Apparat, von dem rotes Licht ausging.

Sulmi!, hallte es durch ihren mentalen Kosmos.

Mit der ganzen Kraft ihres Herzens sehnte sie sich nach ihm, aber eigentlich war er gar nicht mehr Sulmi, oder?

Er gehörte jetzt zu den Zerstörern, die sich Borg nannten. Sie hatte die geflüsterten Geschichten gehört und wusste daher, was die Maschinenwesen mit den Leuten anstellten, die sie in ihre Gewalt brachten – sie sprachen in diesem Zusammenhang von ‚Assimilation‘. Es war mit Sulmi geschehen, und jetzt stand es auch ihr bevor, Amari.

Namenlose Angst überfiel sie. Aber sie war hier ausgeliefert, vollkommen hilflos. Schließlich war es soweit. Sie fühlte einen kurzen, stechenden Schmerz, als sich etwas in ihren Arm bohrte. Und dann trat ein Borg vor – eine Frau – und schnitt ihr den Arm ab...

Annika Hansen erwachte in dunkler Stille, die Stirn schweißüberströmt. Sie wusste sofort, wo sie war. Im Haus ihrer Tante. In *Ihrem* Haus. Nur ein Traum, und er war vorbei.

Sie verließ das Bett und schlurfte in die Küche, wo sie sich ein Glas kaltes Wasser einschenkte und es hastig trank. Als das kühle Nass ihre Kehle herunterstürzte, ging es ihr bereits etwas besser. Sie setzte sich auf die Couch im Wohnzimmer und lauschte der altmodischen Kuckucksuhr, wie sie drei Uhr morgens verkündete.

Annika wusste, dass sie nicht ganz ehrlich mit sich gewesen war. Es *war* kein einfacher Traum gewesen. Es waren die Echos und Erinnerungen derjenigen gewesen, die sie als Mitglied des Borg-Kollektivs assimiliert hatte. Gelegentlich kam es vor, dass sie diese Fragmente in Phasen der Ruhe aus ihrem Unterbewusstsein heraus überfielen. Dann nahm Annika plötzlich die Rolle dieser armen Existenzen aus der Vergangenheit ein und durchlebte höllische Ängste und Qualen, kurz bevor sie unausweichlich Borg wurden.

Die Erinnerungen der assimilierten Wesen zeigten ihr, welche Leben sie ausgelöscht hatte, und daraufhin begriff sie, an einem ungeheuren Verbrechen beteiligt gewesen zu sein. Sie erwachte mit einem Gefühl unendlicher Scham und Schande.

Über diese Art von Träumen hatte sie nie mit jemandem gesprochen, nicht einmal mit dem Doktor, Janeway oder Icheb. Sie waren etwas, mit dem sie persönlich fertig werden musste, ihr urpersönliches Laster, ihre nicht wiedergutzumachende Schuld. Die Träume begleiteten sie, seit sie nicht mehr im Alkoven regenerierte. Sie kamen sehr unregelmäßig vor; manchmal ließen sie sie auf Monate in Ruhe, dann reihte sich binnen weniger Tage einer an den anderen.

Wenn sie diese Nachtmahre erlebte, dann wurde die faktische Tatsache, dass das Kollektiv seine Drohnen wie Marionetten dirigierte und ihnen jeglichen Willen nahm, bedeutungslos. Stattdessen fragte Annika sich, wie sie es hatte zulassen können, sich zum Instrument derartiger Verbrechen machen zu lassen. An der Seite der Königin hatte sie unglaubliche Zerstörung angerichtet, Millionen in Angst und Schrecken getrieben und Zigtausenden das Leben entrissen, um sie gewaltsam ins Kollektiv einzugliedern. Sie hatte Spezialmissionen ausgeführt, die sie zur Statthalterin der kybernetischen Regentin in entlegenen Sektoren gemacht hatten, wo Millionen unschuldiger Wesen darauf warteten, ihrer Individualität beraubt zu werden.

Ihr kamen wieder die schneidenden Vorwürfe derjenigen in den Sinn, die sie vor zwei Jahren entführt hatten.

Hast Du den Borg jemals Widerstand geleistet? Hast Du auch nur ein einziges Mal versucht, die Assimilation unschuldiger Lebewesen zu verhindern? Du bist schuldig! Du hast gemordet! Du wirst niemals Annika Hansen sein. Annika Hansen ist tot. Du bist und wirst immer sein: Seven of Nine.

Würde sie dazu verdammt sein, bis ans Ende ihrer Tage die grausamen Schicksale derjenigen zu erleben, die sie

im Namen des Borg-Kollektivs geknechtet hatte – immer und immer wieder? Eine Antwort auf diese Frage erschloss sich ihr nicht, und genau das machte ihr solche Angst.

Annika hatte ihre Träume stets für sich behalten. Es war besser so gewesen. Trotzdem fühlte sie sich im Hier und Jetzt derart einsam, dass sie sich wünschte, Irene würde sie in den Arm nehmen und trösten. Vielleicht hätte sie ihr sogar erzählt, was sie von Zeit zu Zeit des Nachts heimsuchte. In der geborgenen Umarmung ihrer Tante wäre es möglich gewesen.

Aber Irene war nicht mehr da.





17. September 2380

Erde, Portugal

Es war eine ursprüngliche Szene. Seven stand an einer felsigen, von Pinien bewachsenen Klippe, von der aus sie den Atlantischen Ozean überblicken konnte. Sie beobachtete, wie gewaltige, schaumige Wellen über die kleine Bucht unter ihr schlugen. Vor über zwanzig Minuten hatte sie sich an die Stelle beamen lassen und seither gewartet. Während ihr der Wind um die Ohren blies, spürte sie, wie sie immerzu fokussierter wurde. Hier zu sein, war wie das Ende der Welt. Ein Abschied wohnte dieser Szene inne, aber auch der Mut zum Aufbruch. Eben das, was sie im Sinn hatte. Was sie unbedingt brauchte. Das alles war jetzt nur mehr ein Ausgangs-

punkt für das, was sie in Zukunft erwartete. Was immer es sein mochte.

Das leise Geräusch eines Transporters in ihrem Rücken. Sie drehte sich um und sah in vielleicht dreißig Metern das vertraute Schimmern des Materialisierungsprozesses, in dem sich rasch eine Person manifestierte. Sie war es. Kathryn Janeway, in ihrer inzwischen fast angestammten Uniform des Oberkommandos, die Statur kerzengerade und würdevoll. Sie hatte die natürliche Autorität und Ausstrahlung wie eh und je. Allerdings fiel Seven sogleich auf, dass sie ihr Haar nicht länger färbte. Ein deutlicher Anflug von Grau hatte sich in ihre vorderen Strähnen geschlichen und verschaffte ihr ein noch tafferes Aussehen. Seven fand ihr neues Erscheinungsbild angemessen.

„Seven.“ Janeway schritt auf sie zu und schloss zu ihr auf. In ihrer Miene lag sichtliche Überraschung. Kurz blickte sie über die Klippe hinweg und zum Horizont, sagte jedoch zunächst nichts. Der Ausdruck in ihrem Gesicht signalisierte Seven, dass sie sich eine Erklärung für dieses spontane Treffen und vor allem den ungewöhnlichen Treffpunkt von ihr versprach.

Zudem fiel Seven auf, dass Janeways verwunderter Blick nun auf die Lederjacke fiel, die sie trug. Als ihr Blick weiter hinabwanderte, stieß sie auf Jeans und Stiefel.

„Es ist schön, Sie noch einmal zu sehen, Admiral.“, durchbrach Seven die anfängliche Stille zwischen ihnen.

Janeway schenkte ihr ein freundliches Lächeln, in dem nach wie vor eine deutliche Spur von Irritation lag. „Geht mir genauso, Seven. Allerdings hätten wir uns auch einfach im Redwood-Park treffen können oder an der Bucht von San Francisco. Verraten Sie mir: Was machen wir hier, an diesem Ort?“

„Ich hielt ihn irgendwie für angemessen.“, erlaubte sich Seven mit einem flüchtigen Blick in die Tiefe, wo ohne Unterlass Wellen zerbarsten und Gischt schäumte.

Janeways Brauen zuckten über die Bemerkung nach oben, nährte sie doch den Verdacht, der ihr inzwischen gekommen sein musste. „Das klingt recht ominös, finden Sie nicht? Also gut.“ Sie breitete die Arme aus. „Ich bin hier. Wenn Sie mir die Bemerkung erlauben: Mir ist aufgefallen, dass sich einiges in Ihrem Leben geändert zu haben scheint. Hat es mit dem Tod Ihrer Tante zu tun? Es tut mir nach wie vor so Leid, dass Sie sie so früh verloren haben.“

„Irene zu verlieren, hat mir einiges bewusst gemacht.“, räumte Seven ein. „Aber nein, die jüngsten Veränderungen haben im Grunde nichts damit zu tun.“

Janeway nickte knapp. „Der Doktor erzählte es mir vor ein paar Wochen... Weshalb haben Sie Ihren Namen wieder ändern lassen?“, fragte sie frei heraus, so als führe dies unweigerlich zur Antwort auf die großen Fragen, die ihr durch den Kopf gehen mussten.

Seven war im Reinen mit sich. „Weil mir eines unwiderfürlich bewusst geworden ist: Ich kann nicht auslöschen, wer ich über einen großen Teil meines Lebens war. Und ich *sollte* es nicht. Ich bin, wer ich bin. Und ich muss all das zusammen betrachten...und auf dieser Grundlage weitermachen.“

„In Ordnung.“ Janeway betrachtete sie, las in ihrem Gesicht. „Unter uns gesagt: Ich habe es immer vorgezogen, Sie ‚Seven‘ zu nennen, auch wenn es nicht Ihr Geburtsname ist. So haben wir auf der *Voyager* Sie kennengelernt. Ich kann Ihre Entscheidung nachvollziehen.“ Ihre Züge verdunkelten sich leicht. „Aber nicht, wieso Sie Ihr Engagement bei der Sternenflotte so abrupt beendet haben.“

„Genau genommen ist es kein Engagement *bei* der Sternenflotte. Sondern *für* die Sternenflotte.“, korrigierte Seven. „Wie Sie selbst wissen, ist mir nie gestattet worden, in ihre Reihen einzutreten.“

Unter der Erinnerung entblöbte Janeway kurz ein leicht zerknirschtes Erscheinungsbild. Wie oft hatte sie versucht, Seven den Weg in diese Institution zu ebnen, über die sie ihr stets so viel Verheißungsvolles erzählt hatte? Ohne Erfolg. Es hatte zeitweilig an der Admiralin genagt, auch wenn es aus Ihrer Sicht so etwas wie ein Trost gewesen war, als Seven das Angebot der Akademie erhalten hatte, einen Job als Lehrbeauftragte zu übernehmen.

„Ich meine Ihre Stelle als Dozentin. Das war keine Kleinigkeit, Seven, und der Campus war sehr angetan von Ihnen. Sie sind eine echte Bereicherung für die Lehre an der Akademie, für das Wissen der kommenden Generationen. Und dem Oberkommando haben Sie durch Ihre wiederkehrenden Berateraufgaben ebenfalls wertvolle Dienste geleistet.“, stellte die Admiralin heraus.

Seven verhielt sich zunächst eine Erwiderung, da sie eine Welle der Frustration über sich hinwegschwappen spürte. Sie blickte zu Boden und überwand sich dann doch, zu sagen, was sie dachte. „Das ist es ja – ich war zu Diensten. Mein Wissen wurde...angezapft. Im Gegenzug wurde mir *nichts* geboten, ich erhielt keinerlei Verantwortung, und ich war stets von allen vitalen Informationen ausgeschlossen. Eine Perspektive wurde mir nicht eröffnet. Man hat mich auf Schritt und Tritt überwacht – nicht nur während meiner Aufenthalte in der Entwick-

lungsabteilung. Selbst das, was ich den Studierenden erzählte, wurde akribisch observiert. Es war eine demütigende Erfahrung, die sich permanent wiederholt hat. Echtes Vertrauen ist nie entstanden. Und deshalb bin ich nicht länger bereit, diese Tätigkeiten auszuüben.“

Janeways Züge verdüsterten sich vor Sorge. „Wieso? Was ist vorgefallen? Gab es Streit? Wurden Sie bedroht oder beleidigt? Falls dem so ist, könnte ich...“

Seven schüttelte den Kopf, was ihr Gegenüber dazu verleitete, den Fluss ihrer Worte versiegen zu lassen. „Ich hatte schlichtweg die Zeit, mir über viele Dinge bewusst zu werden. Einige überfällige Entscheidungen zu treffen. Admiral, ich werde weggehen.“ Sie biss kurz die Zähne zusammen und suchte dann Janeways Blick. „Um ehrlich zu sein, fühle ich mich seit dem Tag unserer Ankunft...fremd auf der Erde. Hier habe ich kein Zuhause gefunden. Sehen Sie sich doch mein Leben an, wie es geworden ist. Viele in der Föderation begegnen mir mit enormem Misstrauen. Wo ich auch hingeh, sehen die Leute mich. Mein Gesicht. Meine Implantate. Alles, was mich ausmacht. Und sie nehmen das Schlechteste von mir an. Sie denken, dass ich nicht mitbekomme, wie sie die Köpfe zusammenstecken und mich ansehen... Aber das tue ich. Ich sehe alles. Und ich... Ich *spüre* es. Das ist so geblieben. Jenseits einiger geschützter Räume und

unserer alten Freunde hatte ich nie das Gefühl, wirklich dazuzugehören.“

Janeway überwand die zwischen ihnen bestehende Entfernung und strich ihr über den Oberarm. „Liegt es an mir, Seven? Habe ich mich zu wenig um Sie gekümmert? Mir ist bewusst, dass die Arbeit viel Zeit gebunden hat. Ich hätte häufiger nach Ihnen sehen müssen. Erst recht, nachdem dieser sogenannte Journalist Sie zum Beuteobjekt gemacht hat.“

Einmal mehr schüttelte Seven den Kopf. „Sie haben Ihr Leben, das weitergegangen ist. Genau wie jenes unserer einstigen Kameraden von der *Voyager*. Daran ist nichts Falsches, nichts Verwerfliches. Ich freue mich für Sie und all die anderen, die Anschluss und neue Aufgaben gefunden haben. Nur ist es so, dass mir diese Art von Erfüllung seit unserer Heimkehr nie zuteilgeworden ist. Nicht im eigentlichen Sinne. Womöglich wollte ich es mir eine Weile nicht eingestehen, aber nun sehe ich die Dinge klarer. Und vielleicht war Irenes Tod in dieser Hinsicht sogar ein Weg zum Erkennen.“

„Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel, Seven.“, insistierte Janeway. „Ihre Fortschritte waren und sind beeindruckend. Sehen Sie sich an, wie weit Sie gekommen sind. Ich bin sowas von stolz auf Sie.“

„Sie müssen mich nicht loben, Admiral.“, entgegnete Seven gefasst. „Ich weiß selbst, wo ich stehe...und was ich vom Leben zu erwarten habe. Ich sehe die Dinge nun ziemlich ungeschönt. Ich wollte Sie treffen, weil es sein könnte, dass wir eine Weile nicht mehr voneinander hören. Und im Angesicht dessen, was ich Ihnen seit meiner Befreiung aus dem Kollektiv schulde, hielt ich es für angebracht, mich zumindest von Ihnen zu verabschieden.“

„Sie gehen weg.“, realisierte Janeway und erntete Sevens Nicken. „Wohin werden Sie gehen?“

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Ich werde die Föderation verlassen, und ich plane nicht, zeitnah zurückzukehren.“

Janeway schluckte. „Das klingt nach einer großen und nicht ganz einfachen Reise.“

Seven seufzte leise. „So könnte man es bezeichnen. Sicherlich wird es Herausforderungen geben, doch...“ Sie betrachtete ihre langjährige Mentorin. „Ich *muss* dies tun.“

„Wieso, Seven? Was gedenken Sie dort draußen zu finden?“

Seven trat einen Schritt näher an sie heran, und sie spürte einen Anflug von Trauer in sich. Feuchtigkeit sammelte sich in ihren Augenwinkeln, aber ihre Stimme blieb fest und klar. „Ich weiß es nicht. Einen Neuanfang vielleicht. Ich brauche einfach etwas Zeit für mich, eine Möglichkeit zum Durchatmen, während ich versuche, all diese... diese Gefühle zu verarbeiten, die in mir hochkommen, seit ich auf der Erde bin. Jeden Tag werden meine Gedanken verwirrender und alles, wonach ich mich sehne, ist eine Gelegenheit, die Dinge wieder klarer zu sehen. Um herauszufinden, wer ich bin. Wer ich sein *sollte*. Admiral, in gewisser Weise waren Sie für mich...wie eine Mutter. Denn meine echte Mutter hatte ich nur sehr kurz in meinem Leben, und sie war meist mit anderen Dingen beschäftigt. Sie halfen mir auf den rechten Weg, lehrten mich, meinen Pfad als Individuum zu finden. All die Jahre habe ich versucht, Ihren Vorstellungen gerecht zu werden, Sie stolz zu machen. Doch inzwischen habe ich erkannt, dass ich einem anderen Weg folgen muss, um wirklich zu mir selbst zu finden. Denn sonst lebte ich das Leben einer anderen Person und nicht mein eigenes. Womöglich muss ich lernen, was es bedeutet, wahrhaft erwachsen zu werden.“

Janeway war nun ihrerseits ernsthaft gerührt von Sevens Eröffnung. Auch ihr Blick war tränenverklärt. „Ich

wünschte, Sie würden mir sagen, was Sie vorhaben. Dann könnte ich –...“

„Bitte, Admiral... Solche Fragen führen zu nichts. Akzeptieren Sie einfach, was ich Ihnen sagte...und lassen Sie mich gehen.“

Janeway fügte sich. „Also schön. Seven... Was immer Sie auch vorhaben und wo immer Sie hingehen: Ich wünsche Ihnen dabei nur das Beste. Und ich kann nur hoffen und mir wünschen, dass sich unsere Wege wieder kreuzen und wir Freunde bleiben.“

„Das wünsche ich mir ebenso, Admiral.“

Die Andere schenkte ihr ein erbauendes Lächeln. „Nennen Sie mich Kathryn.“

Beide Frauen verabschiedeten sich in Freundschaft und auf Augenhöhe, getragen von dem Versprechen, in Zukunft wieder zusammenzutreffen. Zu diesem Zeitpunkt war für Seven noch nicht absehbar, wie schwer ihr gemeinsames Verhältnis geprüft werden sollte.





Mein Name ist Seven of Nine. Das ist es, wer ich war und immer sein werde.

Die Rückkehr zur Erde war mir als große Verheißung versprochen worden, als Chance, mein neues Leben wirklich beginnen zu können. Kathryn Janeway war zutiefst davon überzeugt gewesen. Sie hatte mir in den ersten vier Jahren auf der Voyager bei den ersten Schritten geholfen, und nun sollte ich eigenständig weitermachen. Meine Potenziale entfalten. Effektiv sein. Einer Berufung folgen. Glücklich sein. Nun, ich wurde in der Tat eigenständig, aber keineswegs so, wie ich es mir ausgemalt hatte.

Noch vor Anbruch des dritten Jahres seit der Heimkehr war ich einsamer, isolierter und ratloser denn je zuvor. Die Föderation und erst recht die Sternenflotte hatten ihr

latentes Misstrauen mir gegenüber nie abgelegt – trotz allem, was mein einstiger Captain unternommen hatte. Ich hatte gesehen, wie meine ehemaligen Kameraden neue Wege eingeschlagen hatten, und an manchem Tage verurteilte ich sie dafür, dass sie mich zurückgelassen hatten. Dann jedoch fragte ich mich, ob nicht vielmehr ich mich von ihnen abgewandt hatte. Wie auch immer: Wir hatten uns voneinander entfremdet. Unsere Schicksale waren nicht länger aneinander gebunden; die Gemeinschaft der alten Tage hatte sich aufgelöst und in alle Winde zerstreut, mochten auch wärmende Erinnerungen und prägende Erfahrungen geblieben sein. Nach dem Verlust von Irene fühlte ich mich gänzlich isoliert. Schwach. Ohne Perspektive. Ich hatte so nicht weitermachen können. Schließlich war mir bewusst geworden, dass es einer Flucht nach vorn bedurfte. Ich war ganz und gar am Boden angelangt. In meinem Empfinden hatte ich wenig zu verlieren, und so beschloss ich, in die Ferne zu ziehen. Ohne einen Plan, ohne eine Vorstellung davon, was mich womöglich erwartete.

Ein letztes Mal hatte ich mich mit meiner alten Mentorin getroffen, um mich von ihr zu verabschieden. Meine Eröffnung, dass ich weggehen würde, hatte ihr sichtlich wehgetan, vermutlich weil es ihr auf ziemlich endgültige Weise bewusst machte, dass ihre Hoffnungen und Anstrengungen, mir einen Weg in der Heimat aufzuzeigen,

gescheitert waren. Aber wer war ich überhaupt gewesen, dass ich angenommen hatte, jemand hätte mir all diese schwerwiegenden Erfahrungen abnehmen können? Nein, ich musste all dies selbst beschreiten. Das war mein Weg. Er war steinig, verschlungen und mühsam, und ich hatte keinen blassen Schimmer, wohin er führen würde. Ob diese ungewisse Reise überhaupt irgendeinen Sinn hatte. Doch wenn Du nichts mehr zu verlieren hast, dann beginnst Du zu erkennen, dass Du nur noch etwas gewinnen kannst. Für mich begann eine Reise in ein Reich der Schatten, in dem ich nicht nur alten und neuen Freunden begegnete, sondern vor allem mir selbst...





60

21. Oktober 2380

Noble Island, Neutrale Zone

Die Neutrale Zone. Ein Niemandsland. Nie hätte Seven sich vorstellen können, eines Tages ausgerechnet hier anzulanden. Doch nach einigen Wochen der Reise und ein paar Zwischenstopps war sie ihr als interessantes Ziel erschienen. Was sie suchte, war ein Ort, der eindeutig jenseits der Föderationsgrenzen lag, an dem niemand sie auf Anhieb erkannte. Aber sie suchte auch einen Ort, der einigermaßen abgeschieden und überschaubar war wie auch einen gewissen Schutz versprach. In gewisser Weise traf all das auf das jahrhundertealte Puffergebiet zwischen Föderation und Romulanischem Sternenimperium zu. Aufgrund der vielen Restriktionen, strikten Entmilita-

risierungsvorgaben und der ständigen Überwachung mieden die meisten Schiffe das isolierte Gebiet. Und die Sternenflotte oder die romulanische Navy durften hier vertragsgemäß ohnehin nicht verkehren. Zugegeben, bei den Romulanern konnte man nie so genau wissen, wo sie sich herumtrieben. Trotzdem bereitete das Seven einstweilen keine größeren Sorgen. Erstens beging sie, indem sie als Zivilistin mit einem zivilen Shuttle (sie hatte es nach dem Flug mit einem Linienschiff zur New Providence-Kolonie von einem dort ansässigen tellariten Händler erstanden) in die Zone einflog, keine Vertragsverletzung, zweitens war sie nach wie vor Föderationsbürgerin, und drittens galten die Beziehungen zu den Romulanern seit dem Ende des Dominion-Kriegs als einigermaßen akzeptabel. Folglich rechnete sie nicht unbedingt damit, einem von ihnen zu begegnen.

Nicht alle Teile der Neutralen Zone waren ohne weiteres betretbar; einige stellten Sperrgebiet dar. Allerdings gab es um die wenigen bewohnten Welten herum ein System an Sonderregeln, sich in bestimmten ausgewiesenen Korridoren bewegen zu können. So barg selbst der vermeintlich leblose Graben Spuren von pulsierender und sogar florierender Aktivität. Die Handvoll Zivilisationen hier hatten sich unter den besonderen Umständen einer ruhiggestellten Umgebung zwischen zwei ehemals schwer verfeindeten Großmächten entwickelt. Folglich

legten sie seit jeher Wert darauf, zu beiden Seiten besonders gute Kontakte zu unterhalten und sowohl der Föderation als auch den Romulanern etwas anbieten zu können (idealerweise natürlich auch dem Rest der Galaxis).

Im Fall von Noble Island war dies ganz klar die genetische, medizinische und biotechnologische Forschung. Weil in der Neutralen Zone keinerlei gesetzliche Vorgaben für das Wirtschaftstreiben galten, hatte sich der Planet vor über einem Jahrhundert zu einem regelrechten Paradies für unregulierte und nicht genehmigte wissenschaftliche Aktivitäten entwickelt. Auftraggeber kamen heute aus den Tiefen beider Quadranten. Bionisches Tuning war weit verbreitet, und weil die Föderation und ihre Protektorate der DNA-Neuordnung besonders ablehnend und restriktiv gegenüberstanden, kamen nicht wenige hierher – oder zur Konkurrenzwelt Adigeon Prime –, um die eigenen Kinder oder sich selbst ‚upgraden‘ zu lassen. Gelegentlich, so munkelte man, waren die Kunden gestandene Anhänger intergalaktischer (Glücksspiel-)Kartelle und Söldnergruppen, die ihre Mitglieder mit verbesserten Leistungswerten oder kybernetischen Komponenten ausrüsten lassen wollten. Aber auch in der Normalbevölkerung war es mehr und mehr in Mode gekommen, seine Physik einer Optimierung zu unterziehen. Es war schon seltsam: Früher hatten Völ-

ker, die eine Mischung aus Organik und Technologie eingingen, die Galaxis in Angst und Schrecken getrieben, und heute leckten sich immer mehr Leute die Finger danach, den eigenen Körper mit Implantaten, Applikationen und hochentwickelten Prothesen zu erweitern.

Wenn auch nicht immer über alle moralischen Zweifel erhaben, war Noble Island in den zurückliegenden Dekaden zu einer Menge Wohlstand gekommen und hatte diesen zum Teil reinvestiert, um Besucher mit seinen Freizeitarkaden und luxuriösen Shoppingmeilen zu locken. Trotz der Kritik, die man berechtigterweise am Geschäftsmodell üben konnte, war diese Welt ein innovatives Powerhouse, lockte Investitionskapital und Klienten aus allen Richtungen des Raums an und hatte mit ihrer multikulturellen Bevölkerung eine halbwegs solide parlamentarische Demokratie herausgebildet. Gemessen daran, unter welch schwierigen Bedingungen dieses Unterfangen dereinst gestartet war, hatte der Planet Beachtliches erreicht und wurde nicht von irgendwoher inzwischen als galaktischer Tigerstaat gehandelt.

Hier boten sich jedenfalls gute Möglichkeiten, unterzutauchen und zugleich etwas vom ungezügeltten Leben zu inhalieren, wie man es auf vielen Föderationswelten in diesem Ausmaß nicht antraf. Natürlich beabsichtigte Seven nicht, irgendjemandem unter die Nase zu reiben,

dass sie einen Haufen Nanosonden in ihrem Innern trug, denn ihr war absolut bewusst, dass es inzwischen eine Art Mafiazirkel gab, der damit begonnen hatte, Jagd auf ehemalige Borg-Drohnen (im Slang ‚xBs‘) zu machen, seit immer mehr von ihnen aus ungeklärten Gründen an den Gestaden des Beta-Quadranten strandeten.

Der Planet besaß eine extrem turbulente Atmosphäre, in den oberen Schichten permanent angefüllt mit Ionenstürmen, sodass weder Raumfahrzeuge noch Transporter zur Oberfläche vorstoßen konnten, jedenfalls nicht ohne ein gewaltiges Risiko einzugehen. Dieses Problem hatten die Bewohner von Noble Island dadurch gelöst, dass sie einen direkten Transfer zum Bodenniveau generell unmöglich gemacht hatten. Stattdessen hatten sie im Orbit für eine Vielzahl von Andockplätzen gesorgt, die allesamt mit dem riesigen Weltraumaufzug verbunden waren, mit dem sämtliche Besucher wie Lieferungen in die Tiefe befördert wurden.

Als Seven die Fahrt mit dem beeindruckenden Space Elevator hinter sich gebracht hatte und im Zentrum der labyrinthartigen Metropole angekommen war, schien es ihr, als wäre sie in einer Traumwelt gelandet. Majestätische Türme, einige mehrere Kilometer hoch, standen dicht genug zusammen, um die Strahlen der untergehenden Sonne abzuhalten, was die Straßen in eine vorzeitige

Dunkelheit tauchte. Und doch war da allenthalben das wilde, neonfarbene Licht, das der postmoderne Moloch absonderte und eine Art künstlerischen Schleier über alles und jeden zu legen schien. Ganz zu schweigen von dem ständigen indigofarbenen Wetterleuchten und den Blitzzungen, welche sich über dem Schutzschild verästelten, der die Stadt umgab.

Seven schlang sich den großen Seesack, der ihr ganzes Hab und Gut beinhaltete, über die Schulter. Ein Blick auf ihren multifunktionalen Chronometer bestätigte, dass dieser sich bereits auf die Ortszeit eingestellt hatte. Da ihr bewusst war, dass sie nicht auffallen durfte, zog sie sich die Kapuze ihrer Jacke tief ins Gesicht. So ver mummt verließ sie die Seitengasse und verschmolz mit dem Strom der Passanten, die die Straßen, die Fußgängerbrücken und so ziemlich jeden anderen Zentimeter des öffentlichen Raums verstopften.

Die Bewohner der Hauptstadt Pa-wee gingen schneller als Seven erwartet hatte. Sie war an das gemächlichere Tempo der Planeten im Herzen der Föderation gewöhnt. Doch hier draußen herrschte eine höhere Geschwindigkeit bei allem, was man tat, und wesentlich mehr buntes Treiben, ja Durcheinander. Die Leute bewegten sich als Masse, die Unentschlossenheit oder Trödelei nicht dul-

dete. Viele der Besucher hatten es eilig, weil sie Zeitpläne einzuhalten hatten.

Und die Stadt selbst... So etwas hatte Seven noch nie zuvor gesehen. Jedenfalls nicht mit eigenen Augen, nicht aus der Nähe. Jedes einzelne Detail war ein Angriff auf ihre Sinne und fast schon eine Obszönität. Tausende Reize schienen auf einen gleichzeitig hereinzubrechen, sei es von den exotischen Passanten mit ihrer eigenwilligen Mode, den überlebensgroßen und allenthalben platzierten Telescreens voller Werbung, den zahllosen Händlern mit ihren Rufen, den sich vermischenden Gerüchen von Schnellimbissen und Restaurants, dem gedrungenen Verkehr auf dem Skyway hoch über ihrem Kopf. Ganze Fassaden der methusalemartigen Wolkenkratzer wurden von grellen Neanimationen eingenommen. Ein schimmernder holografischer Koloss, nackt und in jeder Hinsicht beeindruckend ausgestattet, hauste in den Lücken zwischen den Gebäuden, die selbst so wirkten, als wären sie von Titanen aus Kristall und Duranium erschaffen worden. Es war eine Skyline teils aus schroffen, gezackten Gebäuden, teils aus Bögen ineinander verschränkter Spiralen, teilweise hohlen Pyramiden und Hunderten speerähnlicher Türme. Ein schier undurchschaubares Gewirr aus Treppen, Rampen und Laufstegen machte endgültig ein Labyrinth für Eingeweihte daraus.

Während sich Seven ihren Weg durch die ständig abzweigenden Straßen bahnte, darum bemüht, die Beschreibungen im Auge zu behalten, fühlte sie sich plötzlich sehr klein. Isoliert. Allein. Sie gewahrte sich, dass auf Noble Island sechzig Millionen Lebewesen verschiedenster Spezies lebten und arbeiteten, ein großer Teil davon konzentriert in Pa-wee. Es war eine Existenz wie Fracht in einem Container. Wissenschaftler, Arbeiter und Konsumenten, gefangen in einem endlosen Zyklus des Bereitstellens und Abrufens, des Produzierens und Konsumierens, Stunde um Stunde, Tag um Tag. Routinen, Rituale, Funktionen, die erbracht wurden in dieser Stadt, die wie eine auf maximale Effektivität getrimmte Maschine daherkam, in der man nichts weiter als ein Blutplättchen in den Adern eines großen Organismus zu sein schien. *Fast wie Drohnen in einem Borg-Kubus.*, blitzte ein Gedanke an ihrem mentalen Firmament auf.

Das Dröhnen eines vorbeifahrenden Hoverbikes riss sie aus ihren Gedanken. Sie schüttelte ihren Trübsinn ab und ging weiter, bis sie schließlich die nächstgelegene Station des öffentlichen Transportsystems erreicht hatte. Ein einziger Latinumstreifen verschaffte ihr eine Monatskarte, das Wechselgeld mochte sogar noch für einen *Raktajino to go* reichen. Nachdem sie ihr Shuttle vor dem Besteigen des Orbitalaufzugs bei einem Händler verkauft hatte, war ihr Liquiditätsvorrat vorerst in akzep-

tabler Weise gedeckt. Immer noch war es etwas merkwürdig, Geld zu nutzen, doch daran gewöhnte man sich schnell.

Vor einem Fahrplan orientierte sie sich und bestieg daraufhin die Maglev. Im Innern warben große Bildschirme für Unterhaltungsfeeds, kommentierten politische Skandale oder verlockten den Zuschauer, in wundervollen Kasinos einen Wochenlohn zu verspielen. Die Bahn stieg in die Höhe und nahm dort Fahrt auf; sie bewegte sich geschmeidig und doch in hohem Tempo aus dem Zentrum weg. Während der Fahrt starrte Seven auf die Viertel, die unter ihr vorbeirasteten, und bekam einen ersten Eindruck der Randbereiche der Stadt. Die Gebäude verloren hier rapide an Höhe und waren längst nicht mehr so modern. Kneipen und Clubs reihten sich allenthalben aneinander, und dort fanden sich auch verschiedene Händler für gebrauchte Raumschiffe der rustikaleren Sorte. Seven entdeckte Rotlichtbezirke, in denen lizenzierte Sozialatorinnen neben Zwangsprostituierten arbeiteten.

Über dem Zug bemerkte sie plötzlich heulende Sirenen und blau-rotes Stroboskoplicht. Als sie aufblickte, sah sie einen Konvoi aus Polizeikreuzern sowie Feuerwehr und Rettungsfahrzeuge auf dem Weg zu irgendeinem Notfall in den Außenbezirken der Stadt.

Ihre Station kam in Sicht. Die Maglev kam inmitten einer heruntergekommenen Zone urbanen Verfalls zum Stehen. Als sich die Türen öffneten, stieg Seven aus und betrat den Bahnsteig. Die kühle, feuchte Nachtluft stank nach dem allgegenwärtigen Müll, der in den Straßen verrottete. Zumindest *hoffte* sie, dass es Müll war, den sie roch.

Es war nicht weit von der Station zum Hotel, das sie für sich ausgesucht hatte. Doch trotz der kurzen Entfernung reichte die Strecke aus, um Seven eine Parade von Grausamkeit, Leid und Ungerechtigkeit zu präsentieren. Sich selbst überlassene Kinder, die in den Schatten verlassener Gebäude hausten. Horden von hungernden Obdachlosen, die in Lumpen mit ihren Einkaufswagen durch die Straßen zogen und Schrott sammelten, um vielleicht noch etwas für das Metall darin zu bekommen. Ein stämmiger junger Orioner mit geschwellenem linkem Auge, das weiße Hemd zerrissen und voller Blut. Neben ihm eine dünne Caitianerin in einem befleckten weißen Cocktailkleid, die humpelte, weil ihr ein hochhackiger Schuh fehlte. Latente Impressionen allgegenwärtiger Gewalt.

Seven sah all das und wusste nicht, wie sie helfen sollte. Viele Leute hier brauchten *eindeutig* Hilfe. Wie konnte ein derart prächtiges, herausgeputztes und protziges

Zentrum und eine so ärmlich-heruntergekommene Peripherie Teil derselben Stadt sein? Wo war der Fehler im System? Also ging sie weiter, bis sie das trostlose, aber zweckdienliche Hotel erreichte. Ein tanzendes Holo bildete den Schriftzug ‚Home Far Away From Home‘, was Seven als durchaus passenden Namen ansah.

Ehe sie den Eingang erreichte, warf sich plötzlich ein Schatten auf sie. Seven legte den Kopf in den Nacken und sah eine Art postmodernen Zeppelin. Ein wild blinkendes, mit Scheinwerfern ausgestattetes Werbeluftschiff fuhr gerade über sie hinweg. Auf einem riesigen Bildschirm an seiner Seite lief gerade ein laut dröhnender Werbespot ab. „Noble Island braucht Sie!“, ertönte eine euphorische Stimme. „Tragen Sie zu Gerechtigkeit und Sicherheit bei! Hier kommt Ihre Chance! Werden Sie Gesetzeshüter bei der Starhelix Unit! Das nächste Rekrutierungsbüro liegt gleich um die Ecke!“

- - -

Nach meiner Ankunft auf Noble Island war es, als öffnete sich eine Tür vor mir. Ich hatte von den hiesigen Gesetzeshütern gehört – sie genossen einen guten Ruf und

galten als professionell und couragiert. Gelegentlich halfen sie auch auf anderen benachbarten Planeten aus, Notstände und Kriminalität zu bekämpfen.

Mein Leben hatte dadurch eine fundamentale Wende erfahren, indem ich aus dem Kollektiv gerettet worden war. Und so fragte ich mich plötzlich, wieso es jetzt nicht an mir sein sollte, jemand anderes zu retten, Hilfe zu leisten...Gutes zu bewirken? Der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Erst mit der Zeit sollte ich erkennen, dass ich eine neue Berufung im Leben gefunden hatte. Aber ich würde sie nicht bei der Starhelix Unit ausleben können. Weitere Stationen meiner ungewissen Reise würden sich anschließen, ehe ich meinen Platz fand...





3. Februar 2381

Erde, San Francisco

Kathryn Janeway hatte beschlossen, die Mittagspause für einen Spaziergang zu nutzen. Sie schlenderte durch das wunderschöne Areal des Sternenflotten-Campus, das von einem nicht mehr ganz taufrischen Mann namens Boothby gehegt und gepflegt wurde. Boothby selbst war ein schwieriger Charakter, doch die Arbeit des Gärtners war unter botanischen und ästhetischen Gesichtspunkten im hohen Maße anerkennenswert.

Janeway durchquerte eine Nebenader des Parkwegs. Zu ihrer großen Überraschung fand sie nach einigen Minuten des Gehens Icheb auf einer Bank sitzend vor. Er

stützte sich mit den Armen auf die Oberschenkel und sah in das klare Wasser eines nahe gelegenen Teichs, in dem bunte Fische schwammen.

„Icheb.“, sagte sie überrascht, nachdem sie stehen geblieben war.

Inzwischen war er ein gut aussehender junger Mann. Er riss sich aus seiner für ihn untypischen Gedankenverlorenheit und blickte auf. „Guten Tag, Admiral. Ich habe Sie gar nicht kommen hören.“

„Was tust Du hier?“, fragte sie überrascht. „Solltest Du nicht Unterricht haben?“

„Ja, eigentlich schon.“, gab er zurück. „Aber ich nehme nicht daran teil.“

Janeway hob eine Braue. „Du schwänzt den Unterricht?“

„Nein, keine Sorge, Sir. Ich schwänze nicht.“ Ein dünnes Lächeln löste sich prompt wieder auf. „Jedenfalls nicht mehr lange. Denn ich habe beschlossen, nicht länger Kadett zu sein.“

Zuerst glaubte Janeway, ihn akustisch falsch verstanden zu haben. Hatte er tatsächlich gesagt, er werde sein

Studium an der Akademie aufgeben? Ja, das hatte er. „Erkläre das bitte.“, forderte sie ihn auf und ging dem instinktiven Bedürfnis nach, sich jetzt erst einmal setzen zu müssen. Sie nahm neben Icheb auf der Bank Platz.

Icheb schaute wieder in den Teich. „Nach reichlichem Nachdenken habe ich mich dazu entschlossen, dass die Akademie nicht das Richtige für mich ist. Oder besser gesagt: *Ich* bin wohl nicht das Richtige für die *Akademie*.“

Sie warf die Stirn in Falten. „Das verstehe ich nicht.“

„Wirklich nicht?“, wiederholte Icheb und musterte sie. „Admiral, ich weiß sehr genau, was Seven widerfahren ist. Wie sehr Sie sich für Sie eingesetzt haben...und doch war das Ergebnis ernüchternd. Es sind die gleichen Probleme, denen ich mich ausgesetzt sehe. Es sind keine Leistungsprobleme. Oh nein. Sie haben keine Vorstellung davon, *wie* leistungsbereit und ehrgeizig ich war, als ich die Aufnahmeprüfung bestand.“

Icheb schluckte hart und verstummte für ein paar Sekunden. „Sie *hassen* uns, Admiral. Für alles, was wir sind. Wir machen ihnen Angst. Und diese Walter Rogers-Geschichte hat die Situation nur noch verschärft. Die Wenigsten von ihnen können wirklich verstehen, was es

bedeutet, in der Gewalt der Borg zu sein. Manche halten uns allen Ernstes für Spione des Kollektivs.“

Erinnerungsbilder rauschten binnen einer Sekunde vor Janeways geistigem Auge vorüber. All das, was Seven durchgemacht hatte. Anfeindungen und Beleidigungen, Angriffe auf sie, Vandalismus vor und in ihrer Wohnung, ihre Entführung... Es war ganz sicher nichts, woran sie gerne zurückdachte, erst recht nicht, weil all diese schlimmen Ereignisse ein bitteres Resultat gezeitigt hatten: Seven war weggegangen. Seit sie sich vor fast einem halben Jahr voneinander verabschiedeten, hatte sie nichts mehr von ihr gehört.

Als Janeway das nächste Mal hinsah, standen Icheb Tränen in den Augen. „Ich kann nicht mehr zählen, wie oft ich verprügelt wurde. Ich kann nicht mehr zählen, wie viele Ungerechtigkeiten mir seitens meiner Prüfer widerfahren sind. Ich habe mich geweigert, mich davon kompromittieren zu lassen. Jetzt kann ich nicht mehr, und ich *möchte* auch nicht mehr.“ Er wischte sich Feuchtigkeit aus dem Gesicht, das zu einer bitteren Maske verzogen war. Ja, es war diese Verbitterung, die Janeway beinahe körperliches Unwohl bereitete. „Auf die Erde gekommen zu sein, war ein Fehler. Ich werde weggehen.“

Janeway spürte aufwallende Verzweiflung in sich. „Wohin? Wohin willst Du gehen?“

„Ich weiß es noch nicht.“, sagte Icheb. „Hauptsache weg von hier, am liebsten weit weg. So wie Seven.“

„Und Du glaubst, dort wird es Dir besser gehen?“

Ichebs Antlitz verriet, dass er es nicht wusste. „Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich mit Naomi Wildman geführt habe, kurz bevor wir die Erde erreichten. Sie sagte mir, sie wolle die *Voyager* nicht verlassen. Sie wolle nicht, dass die Reise endet. Damals widersprach ich ihr, weil ich glaubte, dass ungeahnte Möglichkeiten vor uns liegen. Heute weiß ich, dass ich mir etwas vorgemacht habe.“

Als Icheb von neuem zu schluchzen begann, konnte Janeway sich nicht mehr zurückhalten und nahm ihn fest in den Arm. Und trotzdem fühlte sie sich so hilflos wie selten zuvor in ihrem Leben.

Janeway brauchte den ganzen Nachmittag, um ihn wiederaufzubauen...und davon zu überzeugen, weiterzumachen. Von nun an hatte sie ein wacheres Auge auf ihn. Was ihr bei Seven passiert war, würde sich hier nicht

wiederholen: Icheb würde sein Studium erfolgreich beenden und als Offizier zu den Sternen fliegen...

Was habe ich Ihnen nur angetan, Seven?... Sind Sie okay da draußen? Ich wünsche mir, dass Sie finden, was Sie zu finden hoffen...





Ich träume von einem endlosen dahinziehenden Highway. Mitten auf dem Asphalt wandle ich, ein Schatten ohne Gesicht. Kalter Wind bläst in mein Kreuz.

An der Verbindungsstelle von Schädel und Wirbelsäule in meinem Genick kitzelt es. Ich bleibe stehen und reibe daran – zuerst vorsichtig, dann immer fester. Schließlich kratze ich mit beiden Händen an der Narbe an meinem Hinterkopf.

Erst als etwas Warmes am Hals herunterläuft und in den Kragen sickert, lasse ich davon ab. Die Finger sind blutrot, unter den Nägeln kleben Fleisch und Haare, aber das hält mich nicht zurück.

Im Nu nestle ich wieder an dem Loch in meinem Genick, geradezu manisch jetzt, sodass das Blut über meinen

Rücken auf den Straßenbelag tropft und eine Pfütze bildet.

Die Narbe platzt auf wie ein Mund, und ich vergreife mich an den Lippen, um ihn weiter zu öffnen, höre sie zerreißen wie zerschlissenen Stoff.

Ich schäle, schäle, schäle die Haut von einem Schädel aus Metallguss. Titanschrauben stecken darin, Gewinde und Zahnräder surren im Takt eines unsichtbaren Mechanismus...

Und dann höre ich die Stimme, die eine Stimme: „Seven of Nine... Wieso hast Du mich zurückgelassen?..“

- - -

25. April 2381

Das Schrillen des Weckalarms holte sie unvermittelt zurück. Anschließend sagte eine monotone Stimme: „Es ist fünf Uhr. Sie wollten geweckt werden.“

Seven öffnete die Augen. Ihr Kopf ruhte auf einem harten, aber nicht unbequemen Kissen. Sie fand sich in einem halbwegs warmen Bett wieder, und von draußen erklangen dumpf die Geräusche einer niemals schlafenden Stadt.

Langsam erhob sie sich und ging ins Badezimmer nebenan, wo sie sich ihrer Kleidung entledigte und unter die Dusche stieg. Es war inzwischen zu einem morgendlichen Ritual geworden, und ein wenig freute sie sich darüber. Bewusst zu duschen, war wie eine Vorbereitung auf den Tag. Der Wasserdruck mochte etwas schwach sein und die Kabine nicht optimal beleuchtet, aber sie war immerhin sauber und funktional.

Der Rest ihrer Wohnung bestand aus ein paar kleinen Räumen mit Blick auf eine schmale Seitengasse, die nicht ganz so belebt war. Das versprach ein gewisses Maß an Ruhe. Von dieser Ruhe hatte sie jedoch gerade in ihren ersten Wochen hier nur wenig Gebrauch gemacht, und das lag an der Videoeinheit, welche sie hier vorgefunden hatte. Diese konnte dank des planetaren Satellitennetzwerks mit Tausenden von Kanälen voll Ablenkung aufwarten, und anfangs hatte sie ihre frei verfügbare Zeit damit zugebracht, alle möglichen populären Medien zu verschlingen, von bunt gemischten Musikgenres bis hin zu Dramen, Komödien, Thrillern und vielem mehr – da-

runter auch ein paar von Ferenginar, die sie lieber vergessen würde. Die Unterhaltungsmöglichkeiten hier waren deutlich vielfältiger als zu ihrer Zeit auf der *Voyager*, doch ohne den Vorteil der kulturellen Einsichten und Erfahrungen ihrer Freunde kam es ihr vor, als würde sie höchstens die Hälfte verstehen. Dennoch hatte sie sich dem schieren Angebot kaum verschließen können, hatte sie doch das Gefühl gehabt, bislang etwas Wesentliches verpasst zu haben. Inzwischen hatte sich ihr Bedürfnis nach dem Konsum immer neuer Kanäle einseitig etwas gelegt.

Sie bürstete ihre langen blonden Haare, während sie in den gesprungenen Wandspiegel ihres Schlafzimmers blickte. Nachdem sie fertig war, griff sie in eine kleine Schatulle und holte einen Hydromanipulator hervor. Sie aktivierte das raffinierte, kleine Gerät, fuhr mit ihm sodann über ihrem linken Auge entlang und spürte nach unten. Anschließend wechselte sie die Stelle und spürte über einen Bereich an ihrem rechten Backenknochen. Die Maskierung ihrer Implantate musste immer wieder aufgefrischt werden, und seit sie auf dieser Welt lebte und arbeitete, war es ihr gelungen, sie verborgen zu halten.

Vieles war so gekommen, wie sie es sich erhofft hatte: Auf Noble Island hüllte einen die Anonymität in eine Art

schützenden, wohltuenden Kokon, und wenn man zusätzlich Acht gab, sich nicht zu exponieren, konnte man so sehr in den Strom des Alltäglichen eintauchen, dass man beinahe unsichtbar wurde. Wer man jenseits der Neutralen Zone gewesen war, interessierte hier so gut wie niemanden.

Als sie fertig war, schritt sie zur offenen Küchennische. „Computer. Gemüselasagne, Rezept Seven-Alpha, einhundertfünfzig Gramm, Serviertemperatur warm.“

Mit einem Wirbel schimmernder Partikel und einem angenehm melodischen Geräusch lieferte der Replikator eine kochend heiße Schale mit scharf riechendem Kimchi, in dem genug rote Chilischoten waren, um einem den Tag zu verderben.

Sie wollte es erneut versuchen. „Computer. Eine Portion Maissuppe, ohne Milchprodukte, fünfundfünfzig Grad, mit einer Scheibe warmem Maisbrot, hundert Gramm.“

Ein weiterer Partikelwirbel produzierte lediglich eine zweite Schüssel Kimchi.

Seven verdrehte die Augen. „Computer. Produziere irgendein anderes vegetarisches Hauptgericht *außer* Kimchi.“

Die Einheit zirpte bestätigend, summte und brummte ein paar Sekunden. Dann erschien eine weitere Wolke aus energetisierter Materie...

Und wurde erneut zu Kimchi.

Leise seufzte sie. Sie würde sich wohl auf dem Weg zur Arbeit etwas zu essen holen müssen. Und dann würde sie zusehen, wie sie ihren überaus launenhaften Replikator endlich repariert bekam. Langsam wurde es ihr mit dieser Einheit zu bunt.

Seven griff sich ihren Pager und nahm sich ihre Dienstaufgabe für heute vor. Kurzfristig hatte sie gestern Abend von ihrer Chefin einen Job zugewiesen bekommen, die sie in den Sektor Braun führen würde.

Es gibt da einen Club, den ich im Auge hab'. Deputy Hansen, ich will, dass Sie da mal nach dem Rechten sehen. Den bisherigen Informationen zufolge nutzte irgendjemand Sektor Braun mit rapide zunehmender Aktivität als Umschlagplatz für illegale Transaktionen, darunter massenhaft Versorgungs- und Infrastrukturgüter, die

aus anderen Teilen von Noble Island entwendet worden waren. Sevens Chefin, eine bolianische Frau namens Nagripa Pouradi, tippte auf eine Art Schmugglerring oder Kartell. Zufällig war vor einigen Tagen ein lissepianischer Händler während einer Stichprobenkontrolle durchsucht worden. Dabei waren einige Dinge aufgetaucht, die gestohlen und nach Braun gebracht worden waren. Die Spur war noch recht dünn, aber es war immerhin ein Anfang. Pouradi verdächtigte einen Mann namens Mantico, das mutmaßliche Schmugglernest anzuführen. Wenn er denn wirklich so hieß, denn er schien auf gleich mehreren Welten unter verschiedenen Namen bekannt geworden zu sein. Dem gesuchten Mann wurde nachgesagt, vor einer Weile eine talarianische Bank ausgeraubt zu haben.

Eine halbe Stunde später hatte Seven sich die Dienstuniform der Starhelix Unit angezogen. Nach inzwischen sieben Monaten, die sie für den privaten Sicherheitsdienst arbeitete, konnte sie sagen, dass sie es bislang nicht bereut hatte. Das Team war gut organisiert, wahrte einen gewissen Anstand und ihre Vorgesetzte war fair. Man hatte sie gut aufgenommen, entsprechend instruiert und war dankbar über ihre Fähigkeiten gewesen. Bislang hatte sie hauptsächlich Routineaufgaben verrichtet. Heute würde sie zum ersten Mal freier ermitteln.

Kurz warf Seven einen Blick zu den Fotos ihrer Freunde. Sie schauten sie aus einer anderen Zeit heraus an. Seven hatte sie drapiert wie in Irenes Haus. „Ich hoffe, es geht Euch gut... Wo immer Ihr seid.“, sagte sie leise.

Anschließend verließ sie die Wohnung. Schritt wieder in ihr neues Leben. Wohin es sie wohl führen würde?...

- - -

„Ich muss zugeben, Sie haben mich überrascht.“ – „Überrascht?“ – „Sie sind...eine exzellente Sängerin.“ – „Danke. Singen gehört zu den wenigen Dingen, die mir je etwas bedeutet haben. Nur wenn ich singe, bin ich lebendig. Wissen Sie, die Musik kann etwas bewirken, etwas verändern. Etwas sehr Fundamentales. Wenn ich auf der Bühne stehe, bin ich den Leuten ganz nah. Ich kann sie zum Lachen bringen, zum Weinen...und dazu, dass sie sich lieben.“ – „Unter uns gesagt finde ich, Sie sind viel zu gut für diesen Club.“ – „Ich bin hier, weil ich hier sein will. Den Meisten in diesem Teil der Stadt ist nur wenig geblieben, manchen gar nichts. Auch von denen kommen viele hierher. Diese Leute verbringen das Ende ihres Le-

bens hier. Die Hoffnungen, mit denen sie einst hergekommen sind, haben sich einfach in Nichts aufgelöst. Aber wenn die Menschen zu mir kommen und mir zuhören... Dann merke ich, wie für kurze Augenblicke wieder Hoffnung in ihren Augen leuchtet. Ich bewirke etwas mit meiner Musik. Etwas Gutes. Kennen Sie das Gefühl?“ – „Ich denke schon.“ – „Verraten Sie mir Ihren Namen?“ – „Seven.“ – „Das ist kein Name. Ich bin Lucy.“

...

„Warum machen Sie das immer?“ – „Was meinen Sie?“ – „Nun, Sie schauen durch Ihr Glas und halten es vor die Personen, mit denen Sie interagieren.“ – „Interagieren‘... Manchmal klingt es witzig, wie Sie sich ausdrücken. Na ja, ich seh‘ mir ihre Seelen an. So wie ich mir jetzt Ihre Seele anseh‘.“ – „Ach ja? Ich wusste gar nicht, dass ich eine habe.“ – „Reden Sie keinen Unsinn. Wir alle haben eine Seele. Ich hab‘ eine Theorie. Das Licht durchdringt unseren Körper und wird in unserer Seele gebrochen. Wie in einem Prisma. Wenn ich das Glas, durch das ich hindurch blicke, im richtigen Winkel halte, kann ich die Seele eines Menschen betrachten.“ – „Okay. Sagen Sie mir, was Sie jetzt sehen?“ – „Nur undeutliche Konturen. Es scheint so, als ob Ihre Seele mit sich hadert, sich zu zeigen. Aber sie ist da, da bin ich mir ganz sicher. Ich denke, sie hat sich versteckt. Seven, Ihre Seele will erst hervor-

geholt werden. Aber wenn Sie mich fragen, sind Sie damit schon auf gutem Weg.“

...

„Gehen wir in meine Wohnung oder in Deine?“ – „Ist mir egal. Hauptsache, wir sind schnell dort.“

...

„Ich habe Sie überführt. Sie sind ein Schmuggler.“ – „Mag sein. Aber ich rette damit Leben. Sie denken allen Ernstes, Sie wären hier auf der Seite der Ehrbaren und Rechtsschaffenen, der Gesetzeshüter? Ich sag' Ihnen 'was: Das ist alles nur Heuchelei, nur Fassade, Lug und Trug. In Wahrheit stützen Sie ein zutiefst korruptes und verkommenes System. Erkennen Sie endlich die Realität der Dinge: Sie arbeiten für die Falschen!“ – „Ich arbeite für das Gesetz.“ – „Das Gesetz... Das Gesetz ist ein Witz. Es ist gemacht worden, um die Reichen und Mächtigen unangreifbar zu machen, und um ihnen die Habenichtse vom Hals zu halten. In der Föderation mag das Gesetz etwas zählen, aber hier draußen ist es bloß eine Waffe in den Händen derjenigen, die Geschäfte machen und andere knechten...“

...

„Ich habe Dir vertraut. Doch Du hast mich nur benutzt, um an Informationen zu gelangen und Deinen Schmugglerfreunden zu helfen. Wie konntest Du mich derart hintergehen, Lucy?“ – „Wie naiv bist Du eigentlich? Du hast keine Ahnung, wie das Leben hier draußen ist, weit abseits der behüteten Grenzen Deiner Föderation. Und nach allem, was Du meinem Partner angetan hast, besitzt Du offensichtlich nur wenig Herz. Du hast Dich von den Sicherheitsbörden, für die Du arbeitest, zu einer willfährigen Maschine machen lassen. So wie der Borg, der Du einst warst. Willst Du das weiterhin sein? Eine Maschine? Jemand, der gehorcht und funktioniert? Oder willst Du frei und eigenständig sein, nur den Werten verpflichtet, denen Du Dich verschrieben hast?“

...

„Diese Kündigung kommt unerwartet. Sie haben bislang gute Arbeit geleistet, Deputy Hansen.“ – „Danke, aber es ist meine Überzeugung, dass ich nicht die Richtige für den Job bin. Nicht mehr.“

...

„Ihre Gegenwart, Ihre Zukunft... Sie sind mit sich selbst im Ungleichgewicht. Sie machen sich etwas vor. Glück werden Sie so keines finden.“ – „Was soll das heißen? Sie kennen mich doch überhaupt nicht.“ – „Es könnte jedoch Hoffnung für Sie bestehen. Sie haben ein gutes Herz. Sie wissen es bloß noch nicht. Sagen Sie mir: Was wollen Sie?“ – „Am liebsten will ich...einfach Gutes bewirken. Anderen helfen.“ – „Dann suchen Sie weiter. Eines Tages wird Ihr Wunsch in Erfüllung gehen.“

...

„Wir sind eine Gruppe ehemaliger Sicherheitsoffiziere, die von sechs Welten als Unterstützungs- und Fahn-dungseinheit unterhalten wurde. Früher war es unser Job, für Ordnung zu sorgen. Wir hatten ein offizielles Mandat in diesem Teil des blockfreien Raums zwischen Durados und M'talas Prime. Wir haben Kriminelle ding-fest gemacht und als Friedenstruppe sogar Konflikte geschlichtet. Aber dann hat die Föderation sich schlagartig zurückgezogen. Die Welten in diesem Teil des Raums sind arm und unterentwickelt. Als die Föderation die finanzielle und materielle Unterstützung einstellte, ließ sie Millionen von Leuten auf Dutzenden Planeten einfach hängen. Das Chaos und die Not erledigten den Rest. Da-

raufhin sind fast alle Regierungen, die uns finanziert und legitimiert haben, zusammengebrochen. Zu was macht uns das? An manchem Tag fühl' ich mich fast wie ein Zombie.“ – „Für einen Zombie wirken Sie auf mich ziemlich lebendig und entschlossen.“ – „Danke für die Blumen. Einige bezeichnen uns als Vigilanten, als Leute, die das Recht in die eigene Hand nehmen. Ich bin übrigens Kell Torvan. Und Sie sind...?“ – „Seven.“ – „Interessanter Name.“

...

„Ich könnte mir vorstellen, eine Weile bei Ihnen zu bleiben.“ – „Hier draußen können wir uns den Luxus nicht leisten, wählerisch zu sein. Uns mangelt es an so gut wie allem – Material, Schiffe Personal. Wir können Verstärkung verdammt gut gebrauchen.“

...

„Seit einiger Zeit terrorisiert ein Mann namens Manstrel diesen Sektor. Früher war er mal der Anführer des Militärs, das diese Welt verteidigen sollte. Doch als alles zusammenbrach, witterte er seine Gelegenheit. Er riss die Macht an sich. Innerhalb weniger Wochen hatte er die Kontrolle über das Wetterkontrollsystem des Planeten erlangt und zwang jede Siedlung in die Knie. Diejeni-

gen, die sich weigerten, ihm Abgaben zu zahlen oder Zwangsarbeiter abzutreten, hat er gnadenlos ausgehungert.“ – „Warum würde irgendjemand so etwas tun?“ – „Wo sind Sie aufgewachsen, Kleine? In einem Kloster? Manstrel ist nichts Besonderes. Aber er bekam sehr schnell sehr viel Macht, und das hat die schlechtesten Seiten an ihm hervorgebracht. Und jetzt regiert nur noch der Hunger nach mehr. Er will Reichtum, den er sich nicht verdient hat, und dazu ist ihm jedes Mittel recht. Der Hunger lässt sich nicht mehr stillen.“ – „Das klingt fast so, als wäre er ein Borg.“ – „Keine Ahnung, wie ein Borg tickt, aber ich kann Ihnen zeigen, was er verbochen hat. Wenn Sie es mit eigenen Augen sehen... Tja, danach werden Sie nicht mehr dieselbe sein.“

...

„Nachdem ich das Kollektiv verlassen hatte, dachte ich, die Borg hätten mir jedes aufrichtige Gefühl ausgetrieben. Mich meiner Menschlichkeit beraubt. Janeway hat mir immer gesagt, ich würde früher oder später mein Herz wiederfinden. Aber nach all dem Schrecklichen und Inhumanen, das ich gesehen habe, wünsche ich mir eigentlich nur noch, wieder empfindungslos zu werden.“ – „Soll ich Ihnen ‘was sagen, Seven? Wir brauchen diese Anteilnahme, damit wir tun können, was wir tun. Ohne

eine Verbindung zu diesen Leuten – zu diesen Opfern – wäre das nicht möglich.“

...

„Fast mein ganzes Leben war eine Geschichte der Ohnmacht...bis die Voyager mich aus dem Kollektiv befreite. Es hat Jahre gedauert, mich diesem zurückgewonnenen Leben zu öffnen. Doch so wirklich war es erst hier möglich: inmitten von Schmutz und Blut. Eine Ironie. Jetzt kämpft die einstmals Ohnmächtige für die Ohnmächtigen.“ – „Wenn Du mich fragst: Du tust es verdammt noch mal mit Stil, Kleine.“

...

„All die Jahre habe ich darum gekämpft, wieder zu empfinden. Mich zu spüren, andere zu spüren. Etwas Wahhaftiges zu fühlen. Es fiel mir schwer, trotz all meiner Bemühungen, trotz all der Förderung durch Captain Janeway und meine Kameraden von der Voyager. Aber dieser eine Moment, als ich das Massaker mit eigenen Augen gesehen habe... Es war, als ob mich eine riesige Flut gewaltsam mit sich riss. Zuerst befürchtete ich, darin zu ertrinken...aber dann erreichte ich einen neuen Ort. Ich stand diesem Grauen unmittelbar gegenüber. Und plötzlich entzündete sich so etwas wie ein Funke. Angst,

Trauer, Verwirrung, Wut... Zorn über namenloses Unrecht. Alle, die dort tot zu meinen Füßen lagen, waren so echt wie ich selbst. Jeder von ihnen verdiente es genauso zu leben wie ich. Instinktiv spürte ich... Hier hat für mich ein neuer Abschnitt in meinem Leben begonnen. Es war ein Punkt ohne Wiederkehr.“

...

„Offen gesagt hat es den einen oder anderen von uns etwas nervös gemacht, als wir vor ein paar Monaten erstmals erfuhren, dass Du eine Vergangenheit bei den Borg hast.“ – „Und jetzt?“ – „Jetzt nicht mehr. Denn wir haben gesehen, aus welchem Holz Du geschnitzt bist. Deine Entschlossenheit. Deine Rechtschaffenheit. Was Du bewirken kannst. Seitdem war uns allen klar, dass es keine Rolle spielt, wer Du früher mal gewesen sein magst. Es zählt einzig und allein die Gegenwart. Das Hier und Jetzt. Ob Du's glaubst oder nicht: So einige von uns haben die eine oder andere Leiche im Keller, Kleine. Das war der Weg, der uns hergeführt hat. Doch trotz all dem Abscheulichen, das wir gesehen haben, sind wir durch das, was wir bewirken, bessere Leute geworden. Davon bin ich fest überzeugt. Und das gilt auch für Dich. Weißt Du, Seven, bevor ich Dich getroffen hab', hatte ich schon begonnen, den Glauben an uns zu verlieren. An unsere Mission. Ich hab' mich allmählich gefragt, ob wir uns

nicht irgendetwas vormachen. Dann kamst Du und hast uns allen hier wieder Leben eingeflößt. Du warst wie ein Schwall frischer Luft. Dein gewiefter Plan, Manstrel in eine Blutfehde mit dem B'olyodd-Syndikat zu verwickeln, war genial. So haben wir ihm mit List und Tücke das Handwerk gelegt, und für eine Weile werden wir Ruhe haben. Nicht, dass das alles hier jemals 'was anderes würde als ein Kampf gegen sämtliche Wahrscheinlichkeiten. Aber mit Dir an unserer Seite beginne ich zu glauben, dass dieser ganze Mist vielleicht doch nicht so hoffnungslos ist. Du hast mehr Feuer in Dir als eine Supernova. Du bist genau das, was wir gebraucht haben. Klug. Kreativ. Taff. Fair. Und das Beste? Du hast aufrichtiges, unbestechliches Mitgefühl.“





63

1. Juli 2385

Erde, San Francisco

Feuerwerk gleißte hoch über dem dunklen Wasser, das die Lichter der Stadt widerspiegelte. Farben schimmerten am Nachthimmel über der Bucht von San Francisco. Auf der Golden Gate Bridge jubelten Tausende über die farbenprächtigen Explosionen am Himmel. Die Stadt präsentierte Millionen von Lichtern, angeordnet zu geometrischen Mustern, und sie begannen nun zu blinken, in einer koordinierten Huldigung. Die Brücke war alt und das Feuerwerk eine noch viel ältere Kunst, aber beides zusammen bildete eine überaus moderne Szene.

Dann war es soweit. Der walartige Leib eines Raumschiffs glitt durch die faserigen Wolken nach unten, berührte fast die Brückenpylonen und stieg im letzten Augenblick wieder auf. Das Glühen der Warpgondeln tanzte über das finstere Wasser, als sich der primäre Rumpf aufrichtete, dem gleißenden Feuerwerk entgegenstrebend. Die vielen Zuschauer auf der Brücke winkten begeistert. Das Schiff flog über sie hinweg, wendete und näherte sich erneut.

„Inzwischen jährt sich zum siebten Mal die triumphale Rückkehr der *U.S.S. Voyager* nach langjähriger Reise durch den Delta-Quadranten. Aus diesem feierlichen Anlass ist das berühmte Schiff – obgleich inzwischen ein Museum – für einen kurzen Überflug wieder gestartet. Niemand anderes als Tom Paris darf wieder hinter dem Steuer seines alten Schiffes Platz nehmen – ohne Zweifel eine ganz besondere Ehre. Mittlerweile ist die *Voyager* fast auf den Tag genau so lange wieder in der Heimat wie sie unterwegs gewesen war. Doch ihre unglaublichen Leistungen bleiben unvergessen. Überall in der Föderation bewegte die *Voyager* Gedanken und Gefühle von Millionen Bürgerinnen und Bürgern...“

„Computer, Bildschirm aus.“

Die Stimme der Nachrichtensprecherin Margaret Brooks verstummte.

Kathryn Janeway stand am breiten Aussichtsfenster ihrer Wohnung. Jenseits ihres Spiegelbilds erstreckte sich die Bucht San Franciscos mit der jahrhundertealten Brücke. Während sie die *Voyager* betrachtete, blätterte sie im Buch ihres Lebens zurück. Fern der Heimat und ganz auf sich allein gestellt, hatte sie versucht, Schiff und Crew mithilfe von Idealen und tugendhaftem Verhalten zusammenzuhalten. Es hatte unzählige Male gegeben, als diese Reise kurz davor stand, zu scheitern. Sie war von unzähligen schweren Prüfungen begleitet gewesen. Auch für sie persönlich, die sie weißgott nicht immer auf der richtigen Fährte gewesen war und erst durch ihre Freunde und Vertrauten korrigiert werden musste.

Wie seltsam: Die schwersten Zeiten im Leben konnten im Nachhinein betrachtet zu den besten werden. Was sich Menschen angeblich am meisten wünschten – Frieden und Ruhe, Wohlstand und Sicherheit – war nicht das, was in Erinnerung blieb. Was einen wachsen ließ. Was Leute aus unterschiedlichen Welten und Kontexten zusammenführte und eine Gemeinschaft bildete. Die Reise der *Voyager* war ein eindrucksvolles Symbol hierfür gewesen.

Janeway wohnte der Show noch einige Minuten bei und horchte gleichzeitig in sich hinein. In den ersten Jahren, als sie um diese Zeit hier stand, hatte die Freude überwogen. Die *Voyager* über die Golden Gate Bridge hinwegfliegen zu sehen, war für sie ein Anlass gewesen, sich auf die Schulter zu klopfen. Sie hatte ihr Versprechen gehalten, ihre Mission erfüllt. Sie hatte ihre Crew tatsächlich heimgebracht, jedenfalls die allermeisten von ihnen.

Doch heute blieb ihre gute Laune aus. Ein tiefes Gefühl der Bedrücktheit hatte Janeway befallen. Sie konnte sich nicht helfen. Sie stand da und fühlte sich äußerst schwermütig.

Sie versuchte, ihre Gefühle zu erforschen. Was war es, das sie niederdrückte? War es das beispiellose Desaster auf dem Mars, das in ihrem Innern immer noch nachhallte? Deswegen hatte auch der Jubiläumsflug der *Voyager* einige Monate verschoben werden müssen. Die Geschehnisse auf dem Roten Planeten hatten der Föderation buchstäblich den Boden unter den Füßen weggezogen und einen fragwürdigen Aktionismus der politisch Verantwortlichen ausgelöst. Janeway hatte es sich nicht nehmen lassen, mehrmals gegen diesen neuen isolationalistischen Kurs der Föderation heftig zu protestieren, war aber gegen den neuen Zeitgeist nicht angekommen.

Also hatte sie versucht, sich nützlich zu machen. Immer noch waren alle damit beschäftigt, die Scherben zusammenzukehren...während Romulus sich nun allein wappnen musste, einer ungleich größeren Katastrophe entgegenzublicken. Der Mars hatte den in Janeway aufgenommenen Wunsch, sich frühzeitig zur Ruhe zu setzen, für null und nichtig erklärt. Sie war zurückgerufen worden, und seither war es die Hölle gewesen.

Aber nein: Es lag nicht an diesem an und für sich so traumatischen Ereignis, dass ihre Seele an diesem Abend derart beschwert war. Sie bohrte tiefer in sich, und auf einmal glaubte sie die Antwort zu kennen. Sie vermisste die *Voyager*. Sie vermisste die Geräusche und Gerüche des Schiffes, ihren Kommandosessel, die Gegenwart von Leuten, denen sie bedingungslos vertraute... Und sie vermisste ihr Bett und die Sterne, zu denen sie so oft hochgeschaut hatte, bis sie in einen erschöpften Schlummer gefallen war, ungewiss, was der nächste Tag bringen würde.

Sie schaute auf die *Voyager*, versetzte sich wieder ins Gestern...und erhielt schließlich die Gewissheit, dass sich nie etwas richtiger angefühlt hatte, als auf diesem einen Schiff zu sein und mit ihm die Galaxis zu bereisen. Oh ja, *das* war das richtige Leben gewesen.

Wer sind wir nur alle geworden im Strudel dieser unruhigen, neuen Zeiten? Ein Teil von ihr ertappte sich bei der Frage, ob sie heute nicht glücklicher wäre, hätte sie nie ihr Versprechen eingelöst, die *Voyager* in die Heimat zurückzubringen. Eigentlich hatte sie doch schon vor Monaten im Ruhestand sein sollen, stattdessen führte sie Anweisungen aus, die ihrer inneren Linie zuwiderliefen. *Eine Föderation, die sich einigelt. Die Notleidende im Stich lässt. Wie bin ich nur an diesen Punkt gekommen?* Es war, als erwachte sie in einem Reich der Schatten.





64

6. Dezember 2386

Fenris

Sobald sie die Bar betrat, riss die Musik Seven mit wie eine Welle. Sie bahnte sich ihren Weg zur Theke. Wildes Stroboskoplicht blitzte durch den Raum, und es roch nach allen Arten von Tabak. Am Tresen angelangt, schweifte ihr Blick kurz über blubbernde und schäumende Drinks mehrerer Gäste. Einige der Cocktails wechselten sogar die Farbe, wenn man sie an die Lippen führte. Mittels Handzeichen, die sie sich durch systematisches Ausprobieren erarbeitet hatte, bestellte sie beim Barkeeper einen Whisky pur, dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit zur Band auf der Bühne.

Vor ihr performte ein Neopunk-Quartett namens Traveler's Nightmare: ein riesiger, zotteliger Drummer einer unbekanntes Spezies, ein Mensch mit Bart und jeder Menge Tätowierungen, der eine gewaltige E-Gitarre spielte, eine junge Tiburonianerin, die ihren Bass derart heftig und laut bearbeitete, dass man ihn im Brustkorb spürte, und eine kleine, wilde Orionerin mit raspelkurzen, platinblonden Haaren, deren Banshee-Geschrei in den Ohren schmerzte.

Der Ferengi-Barkeeper servierte Seven ihren Drink. Sie bezahlte mit einem Creditchip, leerte die süße Wärme des Bourbon auf ex und begab sich dann in den Moshpit vor der Bühne.

Das war es, worauf sie sich die ganze Woche lang gefreut hatte: Dampf abzulassen, sich gehen zu lassen, den Kopf wieder freizubekommen. Körper stießen gegeneinander, getrieben von der Musik, und verloren sich unter dem Einfluss des Alkohols in einem Strudel aus Fleisch, Knochen und Schweiß. Ihr jüngeres Selbst hatte es zu Anfang abstoßend und einschüchternd gefunden, doch mit der Zeit hatte sie immer mehr Gefallen an dieser Aktivität gefunden. Es hatte mit der Erkenntnis begonnen, dass niemand im Moshpit war, um andere zu verletzen. Sie alle waren hungrig nach Kontakt, nach einer Verbindung, nach dem Gefühl, zu etwas zu gehö-

ren. Und die Mosher schützten einander auf eine Weise, die Außenstehende normalerweise nicht wahrnehmen konnten. Wenn jemand fiel, zogen sie ihn wieder auf die Beine. Paare oder Gruppen hielten sich oft aneinander fest und drehten sich virtuos im Kreis. Es ging nicht um Konkurrenz, nicht um Besitzansprüche. Diese Beschäftigung war gemeinschaftlich, vergleichsweise sicher und ehrlich.

Während Seven losließ, mit anderen zusammenprallte und herumwirbelte, lebte sie auf. Die Sitzungen mit ihrem damaligen Therapeuten auf der Erde lagen viele Jahre zurück. Vermutlich hätte der Mann in ihrer Affinität zu einem solchen Verhalten eine Art Selbstverletzungspraxis gesehen; vielleicht hätte er ihr sogar unterstellt, sie sehne sich nach dem Kollektiv zurück, indem sie sich instinktiv in ein gruppendynamisches Pogen flüchte, aber das war alles Unsinn. Für Seven bedeutete der wilde Tanz im Moshpit, am Leben zu sein, den Moment festzuhalten, andere und sich selbst zu spüren. Das hier war kein Akt der Betäubung, sondern der tiefen und aufrichtigen Wahrnehmung des eigenen Ichs.

Nach einer Weile spürte sie die zaghafte Berührung einer weichen Hand in ihrem Nacken. Sie landete wie eine Feder im Schnee, sanft genug, um sie nicht zu beunruhigen. Seven bewegte sich weiter mit der Musik, ach-

tete aber darauf, den unerwarteten Kontakt aufrechtzuhalten. Schließlich drehte sie sich um und fand eine große, junge Andorianerin vor sich. Diese trug ihre weißen Haare auf der rechten Seite kurz rasiert, was die blaue Haut durchscheinen ließ, und auf der anderen Seite waren sie zu einer wilden Welle aus Petrolblau, Weiß, Smaragdgrün und Orange frisiert. Sie war spärlich bekleidet, mit stilvollen Rissen an den richtigen Stellen, und wie Seven trug auch sie kniehohe Stiefel, die sowohl praktisch als auch schmeichelhaft anmuteten.

Seven kopierte die Geste der schönen Fremden und legte ihre rechte Hand in den Nacken der Andorianerin. Dann zog sie sie näher zu sich. Zusammen drehten sie sich in immer engeren Kreisen, während sich ihre Anziehung fast magisch anfühlte. Noch bevor der Song endete, umschloss sie die blaue Frau mit den Armen und küsste sie eindringlich. Nicht nur deren Fühler vibrierten vor Erregung, sondern ihr ganzer Körper. Langsam begannen ihre Zungen einander zu umspielen...

Am nächsten Morgen erwachte Seven. Sie lag in den zerwühlten Laken ihres Betts – mit einem ordentlichen Kater. Sie blickte auf die neben ihr schlafende, wie sie splitternackte Andorianerin und wusste sogleich, dass es

die Kopfschmerzen wert gewesen war. Kaum hatte sie sich aufgerichtet, hörte sie, wie aus einem Nebenzimmer ihrer Wohnung ihr Kommunikator zirpte.

Leise erhob sie sich, schritt zum auf einer Kommode liegenden Gerät und griff danach. Daraufhin entstieg sie der Wohnung durch die Balkontür und stand wenige Sekunden später unter Fenris' blauvioletterem Himmel. Seit sie auf diese Welt umgezogen war, faszinierte sie das Leuchten ihrer Atmosphäre unentwegt, und manchmal hatte sie in den Stunden der Dämmerung nur so dagesessen, um sich vom Anblick vereinnahmen zu lassen. Heute fehlte ihr zumeist die Zeit.

Sie nahm das Signal entgegen. „PK-Zwei-vier-eins.“

[Seven, wo hast Du gesteckt?]

Seven fuhr sich durch das nach wie vor ungeordnete blonde Haar. „Ich brauch' auch mal 'was Freizeit, Kell.“, erwiderte sie mit leicht protestierendem Unterton.

[Tja, ich hoffe, Du hast sie genossen, Kleine. Denn jetzt wird's wirklich ungemütlich. Wir werden uns an das Kiromii-Depot 'ranwagen und dort etwas medizinisches Versorgungsgut mitgehen lassen.]

Seven war überrascht, diese Neuigkeiten zu hören, doch im Grunde entsprach es dem, was sie bereits seit zwei Wochen vorschlug. „Das wird auch langsam mal Zeit. Sie werden’s entbehren können.“

[Du sagst es. Ist schließlich für ‘nen guten Zweck.]

„Warum nicht gleich so? Ihr solltet öfter auf mich hören.“

[Wir arbeiten dran, Kleine. Abflug ist in einer Stunde.]

Kaum war die Verbindung beendet, schmunzelte Seven. „Das glanzvolle Leben eines Rebellen...“, murmelte sie.

Es war an der Zeit, sich etwas anzuziehen.





~ Fortsetzung folgt ~

Bemerkung zum Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek[™] und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.



STAR TREK

Defining Moment

#4

Die Kindheit ist ihr geraubt worden. Ihre Familie. Ihre Persönlichkeit. Ihre Seele wurde gepeinigt und unterworfen und in lange Dunkelheit gestürzt. Zwei Dekaden lang wurde sie instrumentalisiert, um schreckliche Dinge im Namen des Borg-Kollektivs zu tun.

Dann wurde Seven of Nine, ehemals Annika Hansen, eine neue Chance im Leben geschenkt. An Bord des Raumschiffs *Voyager* und unterstützt durch ein paar besondere Frauen und Männer erhielt sie die Gelegenheit, erste Schritte in Richtung des Menschseins zu gehen.

Doch die Reise der *Voyager* gelangte schließlich an ein Ende. Im Herzen der Heimat beginnt Sevens verworrene Reise von Neuem. In einer Föderation, die von Angst, Wut und Trauma gezeichnet ist, versagt man ihr die Möglichkeit, den von ihrer Mentorin vorgezeichneten Weg zu gehen. Seven erfährt Zurückweisung und Ausgrenzung.

Ihr Schmerz und ihre Einsamkeit sind die Katalysatoren eines neuen Aufbruchs, der sie an Gestade führt, die sie sich selbst nicht einmal vorstellen konnte.

